Die
Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

39. Jahrg. Scottdale, Pa., 1. März 1916. No. 9.

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Die Ruhe kommt.

Es ist noch eine Ruh' vorhanden
Für jeden gottergebnen Geist,
Wenn er sich dieses Körpers Banden
Nach Gottes Willen einst entreißt,
Und nun nicht mehr so eingeschränkt,
Als hier auf Erden lebt und denkt.

O laßt uns dies zu Herzen fassen,
Daß Gott den, der ihn redlich liebt,
Nicht ewig wird in Unruh' lassen,
Die ihn in dieser Welt umgibt:
Das flöße Mut und Kraft uns ein,
Ihm auch in Trübsal treu zu sein.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Herr, laß mich dein Zeuge sein!

In des Lebens dunklen Stunden,
Bei den Stürmen dieser Welt,
Flieh' ich, Heiland, zu den Wunden,
Womit Sünder dich entstellt!
Bin ich mutlos zum Verzagen,
Flieh' ich tiefer nur hinein,
Bis ich darf mit Wonne sagen:
Laß mich, Herr, dein Zeuge sein!

Zog doch deine blut'ge Liebe,
Deiner Seele Mitleidsglut
Mich aus Wassern, brausend trübe,
Aus der Sünden Todesflut!
Wie ich kam, so durft' ich kommen,
Nahmst mich hin, Herr, völlig dein!
Hör, mein Flehen, liebentglommen:
Laß mich, Herr, dein Zeuge sein!

Daß der Heil'ge Geist mich leite,
Lebensodem mich durchweh';
Wo ich weile, wirke, heute
Für dich, Heiland, ich erspäh'!
Möcht' dich so im Herzen tragen,
Leben allzeit dir allein,
Daß ein jeder Hauch soll sagen:
Laß mich, Herr, dein Zeuge sein!

(R. Loos.)

Jeschudas, ein Knecht Jesu Christi.

Fortsetzung.

John Ferrier, der Missionar im nächsten Zelt, lag unbewegt und lauschte gespannt auf dieses Gebet. Aber als das Schluchzen schließlich verstummte, begann er zu glauben, er habe geträumt und der Traum sei vorüber. Gleich darauf unterbrach jedoch ein neues Geräusch die Stille, ein Geräusch nahender Tritte. Der Missionar war nun völlig wach, erhob sich von seinem Feldbett und trat unter die Türe seines Zeltes. Die Tritte hielten an, und eine andere Stimme sprach fast flüsternd: „Bist du wach, heiliger Mann?"

„Wie?", so erklang die erste Stimme, „bist du wieder gekommen? Setze dich."

„Heiliger Mann, ich habe seit zwei Tagen weder gegessen noch geschlafen. Deine wunderbare Erzählung vom heilenden Awatar hat mich bezaubert. Ich möchte heute Nacht noch mehr von ihm hören."

„Zwei Tage hast du gefastet und darnach verlangt, mehr zu hören? Was denkst du aber von Wochen, Monaten und gar Jahren des Suchens? Wie, wenn du nun bis an dein Lebensende suchen solltest?

„Schlag mir's nicht ab, du heiliger Mann! Nur einmal noch erzähle mir die ganze Geschichte; denn beim Erzählen mag dir ein vergessener Punkt wieder einfallen."

„Sonderbar, hat dein zweitägiges Fasten dir nicht dazu verholfen, daß du verstehest, daß der, welcher alles andere drangibt und sein ganzes Sinnen auf das Eine richtet, nicht so vergeßlich ist wie ein Kind? Sein Fuß tritt auf Dornen, er fühlt sie nicht; seine Hand bereitet die Speise, sein Mund nimmt sie auf und seine Kehle schluckt die Nahrung, die seinen Leib erhält; er aber weiß nichts und kostet nichts. Seine Augen und Ohren bemühen sich um Erkenntnis und Offenbarung; sie sehen und hören nichts anderes. So etwas vergessen? Nein, nie! Doch, obschon du von mir nichts Weiteres hören kannst, als du bereits gehört hast, so soll dir doch dein Wunsch erfüllt werden. Höre also noch einmal; denn meine Verletzung ist geheilt und morgen verlasse ich Varahnadi, um weitere Erkenntnis zu suchen."

„Er, der Brahma, von dem du und ich nichts wissen, als daß er lebt und webt in allen lebenden und webenden Dingen, ward betrübt über die Uebel und Sorgen, die das Dasein der Menschen beschweren. Deshalb hat er Menschengestalt angenommen, damit er bei den Menschen wohnen und ihr Leben verstehen könnte. Das geschah; aber wie es geschah und mit welchem Ergebnis, weiß ich nicht; denn Leid und Uebel besteht fort bis auf diesen Tag. Er erschien in einem Teil des Landes, nahm einen Namen an, wie andere Awatar, einen Namen, den ich nicht kenne; denn ich habe ihn nicht richtig gehört. Er wurde geboren, er lebte als Kind, Jüngling und Mann. Der Schmerz jedes Leidenden wurde sein eigner Schmerz, und er erwählte den Beruf eines Helfers, eines Heilandes. Es hat viele Awatar gegeben, mein Bruder, aber nie war einer wie er. Wie ich dir wiederholt erzählt habe, fehlte er in nichts außer darin, daß er es unterließ, sich selbst von der Gemeinheit und Bosheit derer zu erretten, für die er sich mühte. Die Leute seiner Stadt ergriffen den Heiland und schleppten ihn vor den Sirkar (Obrigkeit). Er wurde gerichtet von ihrem Gerichtshof, und das Todesurteil ward über ihn ausgesprochen."

„Was war die Klage, die man gegen ihn erhob? Der englische Sirkar spricht kein Todesurteil umsonst. Heiliger Mann, dieser Teil deiner Erzählung kann mir nicht gefallen. Hätte dein Heiland sich selber nicht retten können?"

„Ich erzähle dir die Geschichte nur wie ich mich ihrer erinnere. Es befinden sich darin seltsame Dinge, die ich nicht begreife. Wie kann ich sie dir erklären? Morgen, wie ich dir gesagt habe, werde ich meine Reise nach der Stadt, wo ich zuerst vom Heiland gehört habe, fortsetzen, damit ich mehr über ihn erfahren und sein Heiligtum besuchen möge. Ich kenne die Beschuldigung nicht, die gegen ihn erhoben wurde. Ich weiß bloß, daß er starb. Seine Freunde — es waren nur wenige, und sie gehörten einer niederen Kaste an — begruben seinen Leib in einem Grab, wie es die Mohammedaner tun, und seine Seele trat ein neues Dasein an. Nach diesem verliert sich seine Geschichte in wunderbaren Erscheinungen, die ich mich zu erzählen scheue. Willst du mit mir gehen, damit wir zusammen ihn in seinem Tempel anbeten können? Willst du das Leben eines Wahrheitssuchers erwählen?"

„Nein, heiliger Mann, du mußt deinen Heiland allein suchen. Ich bete im Tempel meiner Väter an; das Leben der Entsagung ist nichts für mich. Aber, sage, hörtest du nichts über sein Aussehn? War dieser Awatar Gott gleich?"

„Ich hörte nichts." Die Stimme war jetzt traurig und matt.

„Ich sage dir, dieser Awatar ist Krischna selbst, der in einer andern Gestalt auf die Erde zurückkehrte."

Die Antwort auf diese leichthin ausgesprochene Mutmaßung war ein lauter und bitterer Aufschrei, wie in plötzlichem und heftigem Schmerz. Er durchschwirrte die Luft und wurde als Echo von den nahen Bergen zurückgeworfen. Der Missionar schickte sich eiligst an, den Sprechern näher zu treten. Aber ehe er sein Zelt verließ, sah er etwas, das ihn veranlaßte, seinen Sitz wieder einzunehmen. Eine Gestalt, ohne Zweifel die des Dorfbrahmanen, ging schnell die Halde hinab, während vom nächsten Zelt eine Gestalt leise hervorgekommen war; es war die des weisen und frommen Katechisten Dandbhai. Dieser hatte also zugehört und verstand es auch am besten, mit dem merkwürdigen Sucher nach Jesus zu verkehren. John Ferrir sah ihm nach, wie er in dem Dickicht verschwand, das die Hütten vom alten Tempel trennt, und erwartete die neue Unterredung.

7

Dandbhai war der erste, der sprach.

„Bruder," sagte er ruhig, „ich bin dem begegnet, den du suchst."

„Du? Wer bist du denn?"

„Ich bin ein einfacher und ungelehrter Mann und gehöre zur Kaste der Maratha. Vor Jahren traf ich den Heiland. Ich kenne ihn gut und rede täglich mit ihm."

„Du?" —

„Ja, ich. Und ich bin gewiß, daß er mich heut abend nach Varahnadi gesandt hat, damit ich mit dir zusammentreffe. Mein Sohn, willst du ein Zeichen dafür haben? Du hast seinen Namen vergessen. Höre! War nicht der Name des Heilands Jeschu?"

Dandbhai hatte so von Anfang an die rechte Saite angeschlagen. Er wußte auch, wann er schweigen und wann er reden sollte. Das Zeichen des vergessenen Namens

war das sicherste. Auf seinen Klang brach das tiefe Schluchzen aufs neue aus; aber diesmal war's nicht der Ausdruck innigster und schmerzlicher Gefühle, sondern eher der Ausdruck plötzlicher und unerwarteter Befreiung. Dandbhai verhielt sich vollständig stille, bis der Sturm sich ausgetobt hatte.

Des Brahmanen Ton hatte sich sehr verändert, als er zuletzt das Gespräch wieder aufnahm. Hoffnung, Erwartung und Ungeduld kämpften jetzt um Ausdruck.

„Er ist also nicht tot? Er hat das Land nicht verlassen? Führe mich zu ihm! Doch nein, Maratha, ich fürchte mich vor ihm. Glaubst du, daß er mich annehmen wird? Ich habe gefastet und gewacht. Ich habe mich der strengsten Kasteiung unterzogen. Ich bin reich und wünsche ihm alles, was ich besitze, zu Füßen zu legen."

„Mein Sohn, er fragt nicht nach deinen Nachtwachen und deinen Kasteiungen. Er hat deinen Reichtum nicht nötig. So kannst du seine Gunst nicht gewinnen?"

„Aber wie kann ich mich ihm nahen? Wohnt er in einem verborgenen Tempel? Er hat mit dir gesprochen, wird er mir's abschlagen?"

„Brahmane, hast du nicht gehört, daß sein Herz nichts wünscht als Gesundheit, Friede und Freude? Daß sein Wort an alle ergeht: Kommet, ich gebe euch Ruhe."

„Führ' mich zu ihm. Beeil dich, Maratha, ich bitte dich! Weißt du nicht, daß der Hungrige keinen Aufschub erträgt, wenn er weiß, daß Nahrung da ist?"

„Und er, in dessen Hand Nahrung ist, säumt nicht, die Hungrigen zu speisen. Setze dich nieder, mein Sohn, und warte einen Augenblick. Ich möchte mit ihm für dich reden, ehe ich mit dir über ihn rede."

„Maratha," sagte der Brahmane, als das Gebet vorüber war, „du hast mit einem geredet, aber nur stumm deine Lippen bewegt!"

„Das ist wahr, aber meine Lippen hätten die Worte nicht einmal zu bilden brauchen. Verstehst du's nicht, Freund? Er braucht keine Ohren zum Hören und keine Augen zum Sehen. Er ist an diesem Ort wie an allen Orten; er ist bei mir und bei dir in diesem Augenblick. Er, der große Sohn Gottes, trug einen Leib, bloß weil wir, die Tauben und Blinden, ihn nicht selber hören, sehen und erkennen konnten, obgleich er nie fern ist von irgend einem seiner Geschöpfe."

„Bist du ein heiliger Mann, der in Gott lebt?"

„Ach, daß ich es wäre, aber ich bin nur ein töricht Kind in seinen Augen. Doch er ist gnädig, und er offenbart sich denen, die kindlich gesinnt sind. Mein Sohn, ich bin ein alter Mann, und die Nacht wird kühl; wir wollen in diesen alten Tempel hineingehen, daß ich dir alles zeige, was mir geoffenbart worden ist."

Fortsetzung folgt.

Reisebericht.

Von Jak. B. u. Maria Löwen, Hillsboro, Kansas.

Weil ich brieflich aufgefordert worden bin, von unserer Reise zu berichten, und Johann B. Töws, mit welchem wir zusammen reisten und auf den ich mich verlassen hatte, daß er darüber berichten werde, weil er es besser kann als ich, bis jetzt nichts hat hören lassen, so will ich versuchen, ob ich etwas darüber berichten kann.

Wir planten, bis den ersten Oktober eine Rundreise anzutreten, aber weil es sich nicht machen lassen wollte, wurde es ganz eingestellt. Dann den 15. Oktober änderte sich die Sache, und wir machten einen Versuch, es zum Passen zu bringen, und es ging. Wir hatten gehört, daß Johann B. Töwsen denselben Plan gefaßt hatten, und so fuhren wir den 16. gleich hin und die Reisekosten und der einzuschlagende Weg wurden festgelegt. Da sie bis California einen andern Weg gehen wollten als wir, so entschlossen wir uns, sie früher fahren zu lassen und unsern Abfahrtstag setzten wir auf den 19. Oktober fest.

An dem festgesetzten Tage ein Uhr nachmittag verließen wir Hillsboro und fuhren über Florence nach Newton, wo wir unsere Fahrkarten bekamen und gleich umsteigen mußten. Unsere Reise ging von hier durch Oklahoma nach Texas, wo wir den 20. morgens in Texico ankamen. Hier mußten wir eine Stunde warten, dann bestiegen wir den Zug, welcher uns nach Littlefield brachte, wo unsere Kinder, welche auch Töwsen ihre Kinder sind, wohnen. Mein Bruder P. B. Löwen und J. K. Esauen wohnen dort auch. Auch Isaak W. Reimers waren schon bald eine Woche dort als wir hinkamen. Sie haben gleich mit etwas Hilfe die Arbeit angepackt und ein Haus gebaut, das beinahe fertig war zum Einziehen, und den 23. zogen sie schon ein. Ihre zwei Töchter, welche in Kansas angehalten hatten, Besuche zu machen, kamen den 23. auch dort an, und so bekamen sie mehr Hilfe. Wir trafen dort auch Isaak Warkentins und W. Monzs von Manitoba, die bei Lubbock gekauft haben und sich hier so lange aufhielten, bis sie dort etwas gebaut hatten. Das ist so bei 45 Meilen von Littlefield entfernt.

Da wir die Gegend auch gerne besehen wollten so wurden wir einig, mit Joh. B. Töws, P. B. Löwen und Joh. D. Regehr, ein Auto zu dingen und nach dem Lande bei Lubbock zu fahren. Wir fuhren hin und besahen es uns, wo Is. Warkentins und Penners gekauft haben. Sonntag war bei meinem Bruder P. B. Löwen Versammlung, und nach derselben blieben wir alle dort zu Mittag. So wurde manches besprochen und zum Schluß mehrere schöne Lieder gesungen. Da wir Montag früh abfahren wollten, nahmen wir Abschied und fuhren zur Nacht zu unsern Kindern Joh. D. Regehren. Das Abschiednehmen hielt uns aber nicht auseinander, denn als es Abend geworden war, kamen Geschwisterkinder u. auch die alten Geschwister zu Regehren, u. es wurde so manches schöne, zu unserm Scheiden passende Lied gesungen, auch Lieder zu unserer Reise und zum Wiedersehen. Viel Glückwünsche wurden uns gebracht.

Den 25. Oktober früh morgens kam ein Auto aus der Stadt und holte uns. Als wir zur Station kamen, sagte man uns, der Zug sei eine Stunde spät. Der Abschied wurde im Hause der Kinder gemacht. Wer solches erfahren hat, weiß, wie das geht. Die Zeit war nur kurz, die wir unter den Geschwistern waren, doch sind wir froh, daß wir es haben tun dürfen.

Wir setzten unsere Reise dann fort und kamen den 26. nach Los Angeles, California. Es war Abend, und wir ließen uns zu einem Hotel fahren und blieben da über nacht. Am Morgen dingten wir uns ein Auto und ließen uns nach Pasadena fahren, wo wir den Busch's Garten, der viele Acres groß ist, besuchten. Busch war ein reicher Mann, ist aber gestorben, und seine Witwe war in Deutschland auf Besuch. Sie waren kinderlose Leute und es wurde gesagt, er lasse den Garten unentgeltlich besehen. Denselben zu unterhalten kam ihm sehr teuer, aber er wollte, daß ihn auch die Armen sehen könnten.

Als wir zu unserm Quartier kamen, wurde fertig gemacht zur Weiterreise. Den 27. fuhren wir ab und kamen den 28. in Gesellschaft mit Töwsen nach Reedley. Als wir in die Stadt kamen, trafen wir das erste unsere gewesenen Geschäftsleute von Hillsboro, J. R. Schmidt und G. G. Dörksen, die dort wohnen. So freundlich wie sie hier waren, sind sie auch dort. Wir stellten unsere Sachen in Schmidt's Shop, und G. G. Dörksen nahm uns und Töwsen auf seinem Auto nach J. Peters und H. H. Warkentins zu Mittag. Wir blieben bei Reedley nur zwei Tage, machten aber auf neun Stellen Besuche. Die Freunde Warkentins ließen es nicht an sich fehlen; da sie ein Auto haben, fuhr er uns überall hin. Wir haben dort sehr freundliche Aufnahme gefunden, wofür wir sehr dankbar sind.

Den 30. sollte es weiter gehen, darum ging ich zur Station, wo ich J. B. Töwsen und viele Freunde und Bekannte traf. H. H. Warkentins war es aber noch nicht lange genug, daß wir zusammen gewesen waren, darum wurde beschlossen, daß Töwsen allein mit der Bahn nach Winton, unserm nächsten Reiseziel fahren würden, uns aber fuhr H. H. Warkentin nach Fairmead zu David Buschmans auf seinem Auto. Schwester Warkentin und D. Buschman sind Cousine und Vetter meiner verstorbenen Frau. Ich war vor zwei Jahren auch da bei den Freunden. Ihre Gesichter waren noch gerade so freundlich wie zuvor. Den folgenden Tag war Sonntag, und Warkentin fuhr uns nach Winton zur Versammlung. Wir kamen frühzeitig hin, und es gab noch ein herzliches Begrüßen mit den Geschwistern.

Gegen Abend nahmen Warkentins, die uns sehr lieben Freunde, Abschied und fuhren ihrer Heimat zu.

J. B. Töws kamen schon Sonnabend nach Winton. Nach der Versammlung ging es zu Jakob Höppners. Die Höppnersche ist die Schwester meiner verstorbenen Frau, und hier ist auch die liebe Großmutter Jakob Regehr vor drei Wochen gestorben. Diese war eine Cornelia Buschman. Soviel ich weiß, war sie verheiratet mit Cornelius Töws, wohnte in Fischau und kam 1875 nach Kansas in Amerika. Vater Töws starb, wenn ich recht bin 1886, und sie verheiratete sich später mit Johann Dück und ging mit nach Manitoba und wohnte dort mit ihm sieben Jahre und einige Monate. Im März 1894 starb Vater Dück, und sie kam im November desselben Jahres zurück nach ihren Kindern in Kansas, die alle hier wohnten. Nach zwei Jahren, wenn ich recht bin, verheiratete sie sich mit Jakob Regehr, der auch von Manitoba war. Sie blieben aber hier in Kansas, bis Vater Regehr im November 1906 starb. Seit der Zeit ist sie Witwe gewesen. Die ersten zwei Jahre war sie bei ihrem Sohne Gerhard Töws, dann fünfeinhalb Jahre bei uns. Die letzte Zeit, über zwei Jahre, ist sie bei ihrer Tochter Sarah, als Höppners, in California gewesen, wo sie auch starb. Wir fanden sie nicht mehr so als ich sie vor zwei Jahren besuchte. Damals gingen wir noch zu meinen Schwiegereltern Cornelius Giesbrechts, aber jetzt war sie nicht mehr da, nur einen Grabhügel konnten wir sehen. Hoeppners erzählten uns noch viel von der Großmutter, von ihren letzten Tagen, von ihrem Herzleiden und Atemnot. Aber die letzten Tage war es besser gewesen als vorher. Sonnabend hatte sie wieder angefangen, eine Postkarte an uns zu schreiben, hatte sie noch halbvoll geschrieben und das übrige wollte sie Sonntag schreiben. Sie hatte sich selber ausgekleidet und zu Bett gelegt als gewöhnlich, als aber Sonntag morgen die Höppnersche aufsteht und bald in die Stube der Mutter geht und es ihr scheint, daß sie ganz natürlich schläft, auf einer Seite liegend und eine Hand unter dem Kopf, doch die Füße nicht unter der Decke, und sie näher hinzutritt, sieht sie, die Mutter ist gestorben. Mir kam es sehr leer vor, da die Mutter nicht mehr da war, wieviel mehr werden aber Höppners dies Gefühl haben. Ich denke noch recht sehr viel an sie. Meine Frau und ich gingen auch diesmal zu Cornelius Giesbrechts und den letzten Abend, ehe wir abfuhren, gingen wir nochmal hin und fanden sie krank, aber doch schon am Besserwerden.

Weil wir eine so lange Reise vor uns hatten, so mußte mehr abgekürzt werden, als uns lieb war, doch waren wir auf 13 Plätzen, auf etlichen sogar noch zweimal. Die andern Geschwister waren gesund.

Den 3. November nahmen wir von Schwager und Schwägerin Höppner Abschied, von den so nahen und geliebten Geschwistern. Nun ist es an euch, das Kommen. Wir sind sehr dankbar für alle eure Mühe, die ihr Geschwister dort mit uns gehabt habt. Kommt nur mal her, wir versuchen es mit euch gut zu machen.

Fortsetzung folgt.

Auf der Reise.

Von Johann und Maria Schmidt, Mountain Lake, Minnesota.

In Marion Junction angekommen, fanden wir Br. und Kousin Heinrich C. Unruh unser am Bahnhof warten. Wir haben uns herzlich gefreut, einander noch wiederzusehen. Er nahm uns mit zu seinem trauten Heim, wo wir uns auch mit den lieben Seinen begrüßen durften. Da gab es viel zu fragen und zu antworten, und bald hatte die l. Schwester auch die Mühe der Martha nicht gespart, trug für uns auf und wir durften zusammen Mittag essen. Wir ruhten ein wenig aus, dann fuhr der l. Bruder mit uns zur K. M. B. Gem. bei Wolfs Creek. Br. Abr. Wiens von Chicago war auch dort und predigte zu den Versammelten. Schreiber dieses erhielt die Gelegenheit, auch ein paar Worte zu den Gästen zu sagen. Obwohl wir uns nicht von Angesicht kannten, freuten wir uns doch, im Geist eines Vaters Kinder zu sein. Es wurde auch gleich für den nächsten Abend verabredet, und so fuhren wir zur Nacht zu den Geschw. J. F. Walters daselbst, wo wir schön ausruhen durften. Am folgenden Tage machten wir Besuche bei den Geschwistern, wobei wir sehr gesegnet wurden. Bruder Hofer fuhr mit uns nach dem Bruderhof, wo wir auch die Weise und Mode dieser kennen lernen durften. Manches ist bei ihnen anders. Wir durften auch mit etlichen bei ihnen Vesper essen. Als wir alles so ein wenig angesehen und durchgegangen waren, machten wir uns auf den Rückweg zu Geschwister Hofer, von wo wir dann zur Versammlung fuhren, die sehr gut besucht war. Die Lieben zeigten ein reges Interesse an der Arbeit, und mehrere übernahmen sich Kinder zur Unterstützung in China. Der Herr wirkte an diesem Abend hier in einer besondern Weise. Wir wurden sehr gesegnet, und die Lieben waren sehr gut und freundlich zu uns und zeigten ihre rege Teilnahme, indem sie eine schöne Kollekte hoben für die Arbeit in China. Der Herr vergelte es jedem reichlich. Wir durften ihnen so manches mitteilen von der Arbeit unter den armen umnachteten Heiden und im Segen auseinander gehen.

Zur Nacht gingen wir zu Geschw. Walter und den nächsten Tag fuhren wir wieder zurück, hielten noch am Wege an bei den lieben Geschwistern Fasten und speisten mit ihnen zu Mittag. Wir konnten ihnen so manches mitteilen aus der Vergangenheit und der Arbeit in China. Nachdem wir Schluß gemacht und gebetet hatten, eilten wir nachhause zu den l. Geschwistern Unruhs, wo es noch viel zu erzählen gab von den Führungen des Herrn in der Vergangenheit.

Sonntag ging es zum Bethause der l. Geschwister, wo Br. Heinrich die Einleitung machte und Schreiber dieses die Gelegenheit bekam, zu den Versammelten zu sprechen. Das Haus war gedrängt voll und der Herr gab Gnade zum Reden und zum Hören, so daß wir reichlich gesegnet wurden und sagen mußten, der Herr war zugegen.

Zu Mittag fuhren wir mit Geschw. P. Becker mit und dann zurück zur Sonntagschule. Nach dieser fuhren wir mit Geschwister J. K. Unruh und von dort zur Abendstunde, wo das kleine Haus wieder ganz voll wurde. Es war sehr warm, aber der Herr gab Gnade und bekannte sich zu seinem Wort und segnete uns. Wir durften manches mitteilen von der Arbeit in den verflossenen neun Jahren O wie köstlich ist es, uns noch einmal wieder alle zu sehen. Doch nicht alle, denn so mancher, den wir gerne gesehen hätten, war weg.

Montag machten wir Besuche bei den lieben Geschwistern und abends war wieder Abendstunde im Bethause, wo viele gekommen waren zu hören, was Gott getan und noch tut unter den in Dunkelheit sitzenden Heiden. Der Herr vergelte den Lieben an

diesem Orte auch ihr freundliches Entgegenkommen.

Zu Dienstag war bei Silberlake Versammlung bestellt, wo der Herr uns viel Gnade gab, über sein Wort zu reden und die Zuhörer tief gerührt nach Hause gingen, und ein mancher sich wohl sagen mußte: Ich habe nicht das Meinige getan, aber ich will besser tun. Dem Herrn sei Dank für alles Gute. Mittwoch wurden am Tage fleißig Besuche gemacht und abends war in Dolton Versammlung. Weil es nicht gut bekannt gemacht worden war, waren nicht so viele gekommen, doch die, welche anwesend waren, schienen recht glücklich zu sein über dem, was sie gehört hatten von der Arbeit auf dem Missionsfelde. Zur Nacht begaben wir uns zu Geschw. J. C. Unruh, von wo aus wir am nächsten Tage Besuche machten bei den Geschwistern und Br. Unruh uns nach Freeman fuhr zur Abendstunde, wo des schlechten Wetters wegen nicht viele gekommen waren. Aber der Herr bekannte sich zu seinem Wort und segnete uns. Zur Nacht waren wir bei E. Schrag, dem leiblichen Bruder des Br. Schrag, welcher in China ist. Wir waren recht glücklich zusammen. Den nächsten Tag fuhren sie mit uns Hausbesuche machen bei den Lieben dort. Zum Abend war Abendstunde bestimmt in der Schweizergemeinde, wo recht viele gekommen waren, die dem was gesagt wurde lauschten. Zur Nacht fuhren wir zu Andr. D. Schmidt, wo wir recht glücklich miteinander waren und der Herr uns segnete. Die Schwester war leidend und ist jetzt schon hinüber gegangen. Unser herzliches Beileid nachträglich. Der Herr tröste euch reichlich und gebe uns alle Gnade, so zu leben, daß wir uns dereinst alle wiedersehen. Bruder Schmidt fuhr uns dann weiter und zur Nacht ging es zu Geschw. Chr. Miller, die wir schon von früher kannten und mit denen wir uns schon vorher getroffen hatten und die uns freundlich einluden, hinzukommen. Den nächsten Tag war Sonntag, wo wir mit ihnen zur Kirche fuhren und Schreiber dieses das Vorrecht hatte, zu sprechen, was der Herr auch segnete, daß wir seine Nähe fühlen durften. Ihm gebührt alle Ehre dafür. Nachdem wir bei Geschw. Graber, einer Schwester von Br. Schrag in China, Mittag gegessen hatten, eine recht lebhafte Unterhaltung gehabt, ein Wort Gottes gelesen und gebetet hatten, hieß es auch hier auf Wiedersehen! und der Bruder fuhr uns zur Hartnerkirche, wo viele gekommen waren und wir im Segen durften zusammen sein und die Gelegenheit hatten, zu einer großen Schar zu reden und zu erzählen von dem, was Gott unter den Heiden tut. Der Herr vergelte euch alles, was ihr in Liebe getan!

Unser Kind hatten wir bei Geschw. Unruhs gelassen, und zur Nacht gingen wir selbst auch hin. Wir durften hier mit ihnen manches austauschen von dem, was wir in den Tagen der Vergangenheit erfahren hatten. Den folgenden Tag fuhr ich mit Bruder Unruh zur Stadt unsere Kasten holen, die Br. Joh. C. Unruh dann für uns mitnahm, und nachdem wir bei Geschw. Unruhs zu Mittag gegessen und nachmittag ein wenig bei Jonas Beckers eingekehrt waren und uns mit ihnen unterhalten hatten, ging es von dort zum Bethause, wo Versammlung stattfinden sollte und zwar die letzte für diesmal und vielleicht auch für immer. Es waren recht viele gekommen und weil es so warm war, hatten wir die Versammlung draußen unter freiem Himmel, wo auch viel Raum war. Der Herr bekannte sich zu seinem Wort und segnete uns. Der Herr vergelte euch alle Mühe, die ihr mit uns gehabt habt und mehre euer Häuflein daß das Haus bald zu klein werde und ein größeres gebaut werden muß. Zur Nacht ging es wieder zum Kousin Heinrich. Wir waren immer so vertraut zusammen, der Bruder und ich, hatten uns den letzten Morgen noch manches mitzuteilen und konnten noch einmal zusamen allein beten unter den Bäumen, wo unsere Herzen so zusammenschmolzen. Der Herr sei mit euch und mache euch noch vielen zum großen Segen. Die Geschwister fuhren uns dann zur Bahn, hielten aber noch unterwegs an bei Br. Schrags Schwester und speisten zu Mittag. Nach einer kurzen Unterhaltung machten wir Schluß und sangen noch schöne Lieder, lasen uns Gottes Wort und beteten zusammen uns dem Schutze Gottes befehlend und ab ging es nach dem Zuge, der auch bald angebraust kam. Noch ein letzter Seufzer empor, noch ein Händedruck, ein letzter Kuß, sahen wir uns doch vielleicht zum letztenmal in diesem Leben ins Geschwisterauge, und ab ging es dem Norden zu nach Beadle Co., Yale, S. Dakota.

Fortsetzung folgt.

Vereinigte Staaten

Illinois.

Arthur, Illinois! Wir haben wieder ein Jahr überlebt durch die Gnade Gottes, und der Herr hat uns Gesundheit geschenkt, daß wir noch tun können wie der Prophet uns lehrt, als er sagt: Danket dem Herrn, dieweil du lebst und gesund bist.

Wir haben diesen Abend wieder vollständig Winterwetter, Wind und Schnee.

Weil viele Rundschauleser Bestellungen machen für die neue deutsche Auflage des Märtyrer-Spiegel, nehmen wir diese Gelegenheit an sie alle zu berichten, daß die Drucker an der Arbeit sind, um das Buch fertig zu machen, und hoffe, die Ausschreiber können Geduld mit uns haben, bis das Buch fertig ist. Wir wollen auch gern neue Bestellungen annehmen zu dem billigen Preis von $3.50 per Exemplar. Es ist ein wertvolles Buch, das in jeder christlichen Familie sein sollte, worinnen unser christlicher Glaube sehr deutlich beschrieben ist durch unsere Voreltern, dazu viele Briefe von den Märtyrern., welche sehr nützlich sind zu lesen und uns ein schönes Beispiel gelassen haben, um den Weg der Wahrheit zu finden, denn wir haben diesen Weg nur einmal zu wandeln, und einmal versäumt, ist versäumt in alle Ewigkeit.

Wir sind noch recht dankbar gegen alle Besteller des Buches für die Geduld, denn ein Teil sind schon über ein Jahr bestellt, u. wir haben bisher über 1400 Stück verkauft.

Gruß von

L. D. Miller.

Kansas.

Inman, Kansas, den 11. Februar 1916.

Todesanzeige unserer lieben Mutter Witwe Helena Kröker. Wir wünschen dem Editor u. den Lesern dieses Blattes Gottes reichen Segen, leiblich und geistlich, zuvor.

Es hat sich denn auch hier erfüllt, was Ebr. 9, 27 gesagt ist: „ „Es ist den Menschen gesetzt einmal zu sterben, darnach aber das Gericht," oder was in Röm. 6, 23 steht: „Der Tod ist der Sünde Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu unserm Herrn." Es hat sich dies auch an unserer lieben Mutter erfüllt, und wir haben sie gestern zu Grabe getragen. Sie hat also dem Rufe Gottes nach Psl. 90, 3 folgen müssen, wo er spricht: kommt wieder, Menschenkinder und nach Psl. 101, 29:: „Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub.

Unsere liebe Mutter. Witwe Helena Kröker war Klaas Dücken Tochter von Fürstenwerder, geboren im Dorfe Gnadenfeld den 13. Mai 1838 alten Stils. 1858 wurde sie getauft von Aeltester Heinrich Töws von der Pordenauergemeinde. 1859 den 15. März trat sie mit Peter Kröker, unserm Vater, der im Dorfe Gnadenheim bei Heinrich Quirings 18 Jahre long, bis ins 29. Lebensjahr als Pflegesohn gewesen war, in den Stand der Ehe. Aus. dieser Ehe sind zehn Kinder hervorgegangen, sieben Söhne und drei Töchter, wovon ihnen drei Söh-

ne im zarten Kindesalter durch den Tod vorangegangen sind. Großmutter geworden über 36 Kinder, davon sind sechs gestorben. Urgroßmutter geworden über fünf Kinder, davon eins gestorben. Außer den sie überlebenden Kindern, Groß- und Urgroßkindern hat sie noch zwei leibliche Schwestern hinterlassen, Tante Jakob Willems und Tante Heinrich Görzen, auch hier wohnhaft.

Sie starb also 1916 den 8. Februar vier Uhr 30 Minuten morgens. Das war also der ernste Moment, wo sie die Zeit mit der Ewigkeit wechselte. Sie lebte mit unserm Vater zusammen 26 Jahre, fünf Monate und neun Tage bis 1885 den 5. Sept. Dann starb der Vater. Im Witwenstande hat sie noch gelebt 30 Jahre, fünf Monate und drei Tage. Alt geworden 77 Jahre, acht Monate und 14 Tage. Leidend gewesen seit Junimonat 1914, ein Jahr und acht Monate; bettlägerig gewesen aber seit dem 17. November 1915, und davon die letzten 12 Tage noch sehr schwer krank gewesen. Ihre Krankheit wurde Grippe, auch Lungenkrankheit und Altersschwäche genannt.

Um alle Bekannten und Freunde im Süden und Norden, vom Osten bis zum Westen, California, wie auch im alten Vaterlande damit bekannt zu machen, diene folgendes als Erklärung:

Unsere Eltern hatten die Trittmühle im Dorfe Fürstenwerden bis 1872. 1878 wanderten sie mit uns aus nach Amerika, wo sie sich in Reno Co., Kansas, niederließen und bis zu ihrem Ende auf demselben Platze gewohnt haben, wo ihnen nach Mühe und Arbeit ein Segen zuteil geworden ist, leiblich und geistlich. Wenn wir nun noch näher ins Persönliche eingehen, so wollte unsere liebe Mutter auch gerne selig werden und hat auch in großer Schwachheit gesucht, dem Herrn zu dienen. Sie war nicht ohne Fehler, wie wir alle auch sind. Im letzten Sommer, als ich sie einmal heimfuhr sagte sie zu mir, wenn sie es auch nur erst wissen und fassen könnte, daß der Herr ihr alle Sünden abgenommen und vergeben habe, dann wollte sie auch schon sterben. Dann hat der Herr ja auch noch gearbeitet und geläutert an ihr, sowohl als auch an uns, bis zum 28. November. Dann hatten sie da Besuch gehabt, zwei Brüder, die mit ihnen noch gelesen und gebetet hatten, und als diese weg gewesen, hatte sie sich wieder niedergekniet und ihr ganzes Herz vor dem Herrn ausgeschüttet und hatte fassen gelernt, was in Jes. 55, 1 steht: „Wohlan alle, die ihr durftig seid, kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst," u.s.w., dann auch noch Joh. 5, 24, wo es heißt: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Wer mein Wort höret und glaubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben", und: „Zu Jesu Füßen sank ich hin, bat weinend um Erbarmen. Dann neigte sich sein Hirtensinn, da half er schnell mir Armen. Da ward viel Gnad' auch mir geschenkt, die Schuld ins tiefste Meer versenkt. Wie froh bin ich, wie selig!" Und wie wir sie wieder besuchten, teilte sie uns mit, daß sie nun das, wonach sie sich so gesehnt hatte, erlangt habe, und freute sich und dankte daß der Herr ihr die Sünden vergeben. Darauf ist denn ihr Lebensschifflein dem Ewigkeitshafen zugesegelt. Sie hat ja auch sonst manches erfahren. In ihren mittlern Jahren war sie einmal schwer krank. Dann kam die Trennung von Mutter und allen Geschwistern durch die Reise nach Amerika, dann der lange Witwenstand und was oft damit verbunden ist, indem die Mehrzahl von uns damals noch nicht erwachsen waren. Wir stehen nun zwar da als die trauernde Familie und Anverwandten, doch aber nicht als solche, die keine Hoffnung haben, sondern wir hoffen, daß der Herr sie in sein Reich der Gnade aufgenommen hat, was uns denn auch besonders zum Troste ist. Wir wünschen nun, daß wie, alle die Ihrigen, dahingelangen und beharren möchten, um einst uns alle zur Rechten Gottes zu treffen. Wir gönnen ihr die Ruhe, obzwar sie uns noch oftmals fehlen wird.

Das Begräbnis wurde den 10. Februar in folgender Weise gefeiert: Es wurden im Trauerhause, ehe die l. Mutter hinausgetragen wurde, noch zwei Verse des Liedes „Steil und dornig ist der Pfad" gesungen. Dann las Bruder P. Block Psl. 103 und machte sehr treffende Bemerkungen darüber. Dann betete Aeltester Heinrich Töws und zwei Kinder der Familie. Dann wurden noch drei Verse des Liedes „Am Sorge, o welch' ernste Stunde" angegeben.

Im Versammlungshause (Kirche), Lied: Droben werden wir vereinet, No. 8: Der Herr ist jetzt verachtet, No. 111; No. 19, Es geht nach Haus. Alle Lieder aus Ev. lieder. Aelt. Joh. Esau eröffnete mit Psl. 90 und machte einige treffende Bemerkungen darüber. Lied No. 171 aus Silberklänge: Hin nach oben schlägt das Herz. Br. A. P. Neufeld folgte mit Offb. 14, 13, auch 7, 13. 11 wurden herbeigezogen: Selig sind die Toten, u.s.w. Er hob besonders hervor, daß wir das weiße Kleid, durch des Lammes Blut gewaschen, antun möchten, mehr als das natürliche, allzu üppige.

Dann folgte Br. Joh. Neufeld mit Lied 249, 1: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh'?" Ansp. über Ebr. 13, 14: Wir haben hie keine bleibende Stadt. Er ermahnte, weil dies Natürliche schon nicht bleibend ist, Nächstenliebe zu üben. Dann folgte Aeltester Joh. Esau mit dem Liedervers: „Kommt, Brüder, steht nicht stille." Ansprache über Hiob 19, 23—27. Er bemerkte unter anderm, wie auch wir zuweilen, wie einst Hiob, beschuldigt werden, wo Gott nicht beschuldigt. Daher nur geduldig und fest zu sein und zu beharren. Dann folgte Br. Jak. Pauls mit Liedervers 249: „Verlasse die Erde, die Heimat zu seh'n. Ansprache über Ebr. 4, 27. 28: Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben, u.s.w. Er fragte, wie wir dazu ständen, ob wir wartend seien auf seine Erscheinung zur Seligkeit: Daher allen Fleiß anwenden. Aelt. Heinr. Töws folgte mit 2. Kor. 4, 14 bis 5, 1: Wir wissen aber u.s.w. er zeigte auf die Unsicherheit unsers Lebens hin und auf das von Gott erbaute Haus im Himmel und verlas das Lebensverzeichnis der l. Mutter und richtete einige Trostworte an die Familie und ermahnte zu ernster Nachfolge und gottseligem Wandel.

Dann wurde noch von den Kindern der Vers angegeben und gemeinsam gesungen: Zu Jesu Füßen sank ich hin.

Zum Schluß war freies Gebet. Schlußlied von Heinrich Neufeld No. 52 Ev.: „Meine Heimat in der Höhe."

Nach der Besichtigung der Leiche wurde die ganze Versammlung mit einem geringen Mahl bewirtet und dann zum elterlichen Platz zurückgefahren und die Mutter neben des Vaters Grab begraben. Lied am Grabe war: „Auf ewig bei dem Herrn. Schriftabschnitt aus 1. Kor. 15, 35—49 v. Gebet von Aelt. Heinrich Töws.

Dieses diene also den weitzerstreuten Freunden sowohl hier als auch im alten Vaterlande als ein Nachhall und Zeichen der Liebe.

Im Auftrage der Geschwister,

Klaas u. Margaretha Kröker.

Der „Christliche Bundesbote", „Zionsbote" und „Wahrheitsfreund" sind gebeten zu kopieren.

Michigan.

Comins, Michigan, den 17. Februar 1916. L. Br. Wiens und Leser der Rundschau, der Friede Gottes zum Gruß! von den westlichen Staaten lesen wir von viel Kälte und Schnee, und von California von viel Regen. Hier ist es auch sehr naß. Schnee haben wir diesen Winter nicht viel bekommen, aber viel Regen, im Januar so viel wie noch nie, wie die alten Ansiedler sagen. Auf's kälteste war es bis jetzt 8 Grad unter Null. Jetzt ist es 44 über Null nach Fahrenheit. Unsere schöne Schlittenbahn ist wieder verdorben. Wetterpropheten prophezeien ein frühes Frühjahr. Das würde uns schön passen, weil wir viel Ac-

beit haben. Das Rindvieh hat bis jetzt noch nur einen Tag müssen im Stall gefüttert werden. Und es ist gut an Leibe. Schafe brauchen bei so schönem Wetter nicht eine Handvoll Futter in dieser Gegend. Für Viehzucht ist diese Gegend nicht zu übertreffen.

Wir haben auch wieder den Aufsatz von Br. Kröker über British Columbia gelesen. Wer mit einer Waldgegend bekannt ist, kann ja immer noch zwischen den Zeilen lesen; aber doch auch Br. Kröker ist kein Neuling in seinem Geschäft. Wer Lust hat mit viel Vieh nach einer Waldgegend zu gehen, sollte nicht nach einem Platz gehen, wo noch alles Urwald ist, denn im Urwald wächst kein Gras. Hier ist viel Land, wo schon die Bäume herunter genommen sind, und sobald das Holz herunter geschleppt ist, kommt auch das Gras. Es darf sich niemand fürchten, mit 75 Kopf Vieh zum Frühjahr herzukommen. Wir haben nicht die Mittel dazu, aber wir haben den Platz, um viel Vieh zu halten. Wir haben hier zweihundert Acres vom besten Hartholzland. Es ist schon nahe an 30 Jahre darauf gearbeitet worden. Es ist auch ein großer Obstgarten darauf, sind nahe an der Eisenbahn, und hier liegt noch sehr viel unkultiviertes Land herum; denn Waldland besiedelt sehr langsam. Aber im Sommer könnte hier jemand, der die Mittel dazu hat, wenigstens 500 Stück Rindvieh und auch Schafe halten. Wer dazu Lust hat, sollte an uns schreiben. Alles, was wir gegen diese Gegend haben, ist daß es uns zu einsam ist. Wer aber viel Vieh halten will, muß sich die Einsamkeit gefallen lassen.

Für den großen Damm wird noch immer Vorrat herbeigefahren; auf's meiste haben bis 50 Gespann mit Schlitten jeder zwei Fuhren täglich, von 5000 bis 6000 zur Fuhre, geladen.

In unserm vorigen Aufsatz hat sich, wie es scheint, ein Fehler rauslesen lassen, was wir uns nicht mal hätten träumen lassen, nämlich von der Lebensversicherung. Gegen die weltlichen auch sogenannten christlichen Versicherungen, was nach unserm Besehen nur die Reichen reicher machen, aber die Armen ihr Geld noch verlieren. Wir haben es dem Prärieleser nur wollen zeigen was Hartholzland klären meint. Hier sind viel Farmen, was angefangen sind zu klären, auch etwas Gebäude darauf gebaut, aber von dem Eigentümer verlassen, oder von zu harter Arbeit davongestorben, das Land wieder zurück zur Landkompany gegangen. Der erste Mann, der eine Hartholzfarm kauft, ganz ungeklärt, braucht sich nichts drauf einzubilden, es sei denn, daß er über unbeschränkte Mittel verfügt. Die einzige Versicherung, an die wir glauben, ist die „Everlasting life Insurance Co." u.s.w. Joh. 5, 24. Wer solche Karten haben will, der schreibe an die Mennonite Publ. Co., Elkhart, Ind. 10 Karten für 5 Cent.

Der Gesundheitszustand ist jetzt wieder befriedigend. Nochmals in Liebe grüßend,

Cornelius Suderman.

(Wir haben die Bestellung befördert. Ed.)

Canada.

Manitoba.

Steinbach, Manitoba, den 15. Februar 1916. Werte Leser der Rundschau! Um zu beweisen, daß uns die Tinte hier im Norden noch nicht eingefroren ist, will ich wieder einen Bericht schreiben. In der Schule zwar friert sie in den Tintengläsern zu einem Stück Eis und will bis nachmittag nur schlecht soviel auftauen, daß die Schüler schön schreiben können. Trotzdem die Tinte garantiert ist, daß das Einfrieren ihr nicht schadet, will sie nach mehrmaligem Einfrieren doch blaß werden. Wir haben dieses Jahr auch einen überaus strengen Winter, wenn auch die hohen Grade nicht gerade diese Ausnahmen machen; denn in den dreißigen haben wir sonst auch schon gehabt, aber doch nicht so anhaltend wie jetzt. Schnee ist ungemein viel, doch hatten wir vorige Woche gute Schlittenbahn wie wir diesen Winter noch wenig gehabt haben, aber durch das gestrige Schneegestöber ist sie wieder auf manchen Stellen sehr verdorben.

Kränkeln tut's ja auch noch immer etwas, aber meistens nur an der Grippe, doch läßt sich neben diesem auch von Lungenkrankheit und Scharlachfieber hören.

Da es sich hierzulande darum handelt, ob man noch weiterhin den zweisprachigen Unterricht in der Schule billigen will, wie bis dahin, oder nur die Landessprache, das ist Englisch, so sind die Vorsteher der mennonitischen Gemeinden mit Beratung der Gemeinden dahin einig geworden, etliche Delegaten an die Schulbehörde zu Winnipeg zu schicken und für unsere Volksschulen darum anzuhalten, neben der Landessprache auch in der Muttersprache unterrichten zu dürfen. Ihnen ist heute den 15. von der Behörde die Gelegenheit dazu geboten, dieses vorzulegen, worauf denn mehrere Prediger und Aelteste der verschiedenen Gemeinden gestern hingefahren sind. Möge es zu Gunsten der Mennoniten ausfallen und genehmigt werden daß wir doch unsere deutsche Muttersprache behalten können in unsern Schulen.

Wir werden hier in unserm Bethause diese Woche über Abendversammlungen haben, indem Br. Heinrich Schultz von Langham hergekommen ist, uns mit dem Wort zu dienen. Gestern abend predigte er über den Text Joh. 4, 7—21, wo der Hauptgedanke von der Liebe handelt, welches er uns so recht liebend auseinandersetzen und zergliedern konnte. Die Holdemaner setzen ihre Erweckungsversammlungen auch noch immer fort. Wie es scheint sind sie nicht ohne Erfolg, da sich mehrere der jugendlichen Seelen aufgemacht haben und andere wohl noch in der Buße stehen. Es sind auch ältere Verheiratete darunter; ob sie schon welche getauft haben, kann ich nicht sagen, jedenfalls wird es aber bald stattfinden. Der Herr bestätigt sein Wort noch immer, wenn es heißt, er will nicht den Tod des Sünders, sondern daß der Mensch sich bekehre und lebe. Und doch wollen es soviele immer noch nicht tun, sich dem Herrn in dieser kostbaren Gnadenzeit ergeben.

Später den 16. Das strenge Winterwetter hat sich plötzlich in gelindes Wetter verwandelt. Heute hat es sogar etwas getaut. Es muß etliche Grade warm gewesen sein, denn der Schnee war schon ganz weich. Wenn es so ein paar Tage bleibt, wird die Bahn wieder verdorben werden. Es scheint, die gute Bahn hält diesen Winter nicht lange an, wenn sie nicht zugeweht wird, dann wird sie durch Tauwetter verdorben.

Heute wurden hier in der Holdemaner Kirche drei Personen durch die Taufe der Töchter der hiesigen Soberings und ein Ehemann Johann Friesen hieselbst der Gemeinde zugetan. Seine Gattin wurde schon früher getauft.

Nebst Gruß verbleibe ich wie immer,

Heinrich Rempel.

Saskatchewan.

Aberdeen, Saskatchewan, den 12. Februar 1916. Zuvor wünsche ich allen Lesern und Mitpilgern nach Zion den Frieden Gottes und ein gesegnetes neues Jahr. Ich habe in diesem Jahre schon mehreremal Lust gehabt, etwas für die Rundschau zu schreiben, weil ich dieselbe mit Interesse lese. So las ich denn kürzlich von Geschw. Abram D. Welken, Montana, welche die Schwiegereltern meiner Schwester Wilhelm Friesen von Rußland sind. Ich fühle mit euch bei euren Leiden. Wie ich las, sollst du, liebe Schwester, einen Arm gebrochen haben und dein Mann an Rheumatismus leiden. Möchte der Herr wieder alles gut machen! Wir erinnern uns auch noch gut

der Geschw. Bernhard Enßen von Winkler, Manitoba, und lassen sie hiermit grüßen. Wir haben schon manches in unserm Leben erfahren müssen. Als wir von Rußland kamen, mußten wir drei Kinder zurückschicken von Deutschland. Da geht es so wie es in der Bibel steht und Gott sagt: „Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken." Oft hatten wir schon davon gesprochen, ob es noch mal gehen könnte, daß mein Mann seine beiden Schwestern in den Vereinigten Staaten, die er schon 31 Jahre nicht gesehen hatte 'mal besuchen könnte. Da schien es auf einmal des Herrn Wille zu sein, und so fuhr mein Mann denn am 1. Januar zu seinen Schwestern. Die eine ist Frau D. Peters in Hillsboro, Kansas, und die andere Frau Franz Heinrichs in Isabella, Oklahoma. Geschw. Heinrichs sind unsere Nachbarn gewesen, und so haben wir daselbst auch noch Nichten und Vettern, wohl auch Onkel und Tanten. Da zog es mich auch, dort einmal Besuche zu machen. Da aber unsere Mittel dies nicht erlaubten, blieb ich zuhause.

Im Januar hatten wir sehr kaltes Wetter, so von 25 bis 40 Grad Reaumur und dabei war es stürmisch. Als dann noch die Grippe dazu kam und wir alle ohne Ausnahme krank wurden, war es so, daß wir oft dachten: Wie sind doch die Wege Gottes so wunderbar. Meine Tochter, Frau Jakob W. Nießen, war ebenfalls krank. Nun, möchte es uns allen zur Besserung und Segen dienen.

Ich glaube,wenn mein Mannnachhause kommt,wird er Fortsetzung machen mit meinem Bericht. (Wir werden es gerne sehen, wenn es geschieht. Ed.) Ich freue mich immer, wenn ich lese, daß so viele Gebete aufsteigen zum Trone Gottes, daß doch bald der große Krieg aufhören möchte, besonders, weil auch wir vier Kinder haben, die in demselben beteiligt sind. Unser Sohn Jakob ist auf einem Passagierzug als Sanitär in und bei Moskau, ein Schwiegersohn als Waldwächter, dann noch einen Schwiegersohn als Sanitätsbeamter an der kaukasischen Front und zuletzt unsere Kinder Friedrich Groß als Kriegsgefangene in Sibirien. In dem letzten Brief den sie schrieben, hieß es, daß sie daselbst Hunger leiden müßten. Wenn man all dieses bedenkt, dann blutet einem das Herz und man kann die Wege Gottes doch so schwer erkennen. Wann, ach wann werden wir es erfahren, so wie es in Offb. 21, 4 steht: Und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein, denn das erste ist vergangen? Herzliche Grüße an Freunde und Bekannte. Eure Mitpilger nach Zion.

Elisabeth u. Joh. Giesbrecht.

Zionsbote ist gebeten zu kopieren.

Main Centre, Saskatchewan, den 10. Februar 1916. L. Freund Wiens! Gott zum Gruß und den Herrn Jesum zum Trost. Ich sollte mit meinem Bericht wohl schon früher gekommen sein, doch da ich diesen Winter sehr mit Weizenfahren beschäftigt bin und man dann mit dem Schreiben etwas zurückhaltend wird, teils weil einem in der Kälte am Tage diesen Winter manchmal die Haut im Gesicht abschürft oder die Augen fast zufrieren, so daß man mit entblößten Händen tüchtig die gefärdeten Gesichtsteile reiben muß, so darf es eigentlich niemanden wundernehmen, wenn man dann erst einmal am traulichen Herde in der lieben Familie, umgeben von den Kindern, seine von der Kälte erstarrten Glieder beim flackernden Feuer auftauen will und das Korrespondieren für die Rundschau übersieht. Also nochmals: Entschuldigt!

Vielleicht werden diesmal andere zeitiger den Bericht vom Sterben zweier Frauen hier einschicken. Hier unweit Main Centre starb die Frau des Gerhard Driediger noch in der besten Blüte ihres Lebens an Lungenkrankheit. Sie hinterläßt ihren tieftrauernden Mann und, wie mir recht, drei kleine unmündige Kinderchen, so daß sich Br. Driedger in einer höchst traurigen Lage befindet. Nun, Gott, der Erhalter, Berater und Vormund aller Schwachen und Starken, möge dem tiefbetroffenen Freunde als Beistand im fernen Erden leben Kraft und Hoffnung geben. Die Leiche wurde auf dem Kirchhofe der M. Br. Gemeinde beerdigt. Da ich nicht selber auf dem Begräbnis war, kann ich nicht genaueres über die Leichenrede u.s.w. geben.

Zweitens starb unweit Gouldtown die Gemahlin des Heinrich Driediger, so daß diese einen Tag später, aber nicht in Main Centre, sondern in ihrer nächsten Nähe beerdigt wurde. Auch diesen werten Bruder möge der liebe Gott in seinem großen Schmerz trösten. Ganz merkwürdig: die Letztverstorbene fuhr noch einen Tag vor dem Sterben der Frau G. Driediger dorthin zum Besuch und fast so schnell mußte sie auch auf das Sterbebett. Man sagt, sie sei an Herzschlag gestorben. Wie ihr Gatte morgens aufsteht und Feuer anmacht, begiebt er sich, nachdem es geschehen, zu ihrem Bett und ruft: „Mutter, das Zimmer ist warm, erwache!" Wie er die Decke etwas abzieht und keine Bewegung ihrerseits wahrnimmt, will er sie durch Schütteln des Körpers erwecken. Aber er bringt kein Lebenszeichen hervor. Es kommt ihm wunderbar vor, er untersucht gründlich, und das Resultat ist, daß er eine Tote vor sich hat. Ein Herzschlag mag den Tod plötzlich herbeigeführt haben.

Gott hat noch nichts versehen
In seinem Regiment;
Es muß doch alles kommen,
Wie er es haben will.

Da unser Herr und Meister selbst diesen Weg gegangen ist, so ist das Sterben an und für sich nicht so schrecklich. Die Hauptsache dabei ist, daß wir bereit sein möchten allezeit, wenn der Tod zu uns kommt, damit wir eingehen können zu den ewigen Wohnungen, wo der Herr selber abwischen wird alle Tränen, die der Schmerz uns hier auspreßt.

Hin und her hört man von Krankheiten, Grippe u.s.w.

Da der Winter ziemlich streng und viel Schnee gefallen ist, hoffen wir wieder auf ein fruchtbares, reichgesegnetes Jahr. In Liebe von

Peter H. Penner.

Herbert, Saskatchewan, den 10. Februar 1916. Werte Rundschau! Das Wetter ist ziemlich kalt und wir haben viel Schnee, so daß das Fahren schlecht geht. Die meisten Leute jenseit des Flusses haben noch viel Weizen zu fahren. Wenn es im Frühjahr erst tauen wird, dann dürfte es viel Wasser geben. Dann bekommen wir vielleicht wieder eine gute Ernte. Vergangenes Jahr hatten wir eine sehr große Ernte, für die wir dem Herrn viel Dank schuldig sind. Der Gesundheitszustand läßt zu wünschen übrig. Man hört viel von Krankheit. Auch Sterbefälle kommen vor. Hier sind zwei Frauen zu gleicher Zeit gestorben. Gerhard und Heinrich Driedgers Frauen. Das ist hart für die Nachbleibenden, besonders für die Kinder. Doch müssen wir sagen: Der Herr hat sie gegeben, der Herr hat sie genommen, und hoffen, daß sie ein gutes Heim haben, Gott wird den Nachbleibenden auch beistehen in ihrer Trübsal.

Nun muß ich nach Hochfeld, Manitoba gehen. Seid ihr noch alle gesund und am Leben? Was macht der Großvater Aron Schultz und die Großeltern Heinrich Friesens und die Onkel und Tanten alle? Laßt doch alle von euch durch die Rundschau hören. Ich wünsche allen Lesern und Editor die beste Gesundheit und Wohlergehen.

Peter T. u. Anna Schultz.

Langham, Saskatchewan, den 10. Februar 1916. Werte Leser und Editor der Rundschau! Liebe und Frieden zuvor, und zwar den Frieden, welchen die Welt uns nicht rauben kann. Schon lange habe ich wollen ein Lebenszeichen von uns durch die Rundschau geben an alle unsere Freunde und Bekannte, aber es konnte wie es schien nicht vom Wollen zum Vollbringen kommen. Doch jetzt will ich es doch endlich tun. Besonders wichtig war es mir zu lesen, daß dieselbe auch in Deutschland gelesen wird. Ob sie jetzt bei Kriegszeit auch hingeht? (Ja, wir schicken die Rundschau und bekommen auch die deutschen Blätter wieder regelmäßig, welche in der ersten Zeit des Krieges nicht selten ausblieben. Ed.)

Weil der Editor des Wahrheitsfreund anfrägt, ob ich der Heinrich Balzer vom Terek bin, und ich Ja dazu sagen muß, wollte ich noch weiter erklären, wo ich her sei, und wenn sie nach Deutschland geht, ausfinden, ob wir da auch noch Freunde haben.

Meine Großeltern Heinrich Balzers, die Großmutter eine geborne Neuman, stammen aus der . . . . . Niederung, sind anno 1821 nach Rußland gekommen und haben 1822 im Dorfe Tiegerweide angesiedelt, wo auch meine Eltern gewohnt haben. Mein Vater Peter Balzer, die Mutter geborne Sawatzky und auch wir haben bis zum Jahre 1902 in demselben Dorf gewohnt, von wo wir dann nach dem Terek zogen und 1913 im Aprilmonat von da weggezogen nach Amerika und den 22. August bei Langham bei meiner Schwester Kinder Joh. Peters ankamen und uns nun unsers Daseins auf unserer angekauften Farm freuen, geistlicher und zeitlicher Weise,, obzwar auch hier nach unserer Meinung manches zu wünschen bleibt, sowie voriges Jahr, wo es nur eine spärliche Ernte gab von 6 bis 7 Buschel und im Winter 1914 uns ein Pferd fiel, im Frühjahr 1915 zwei Pferde. Aber jetzt 1915 haben wir wieder eine schöne Ernte bekommen von 18 bis 20 Buschel vom Acre. Das Getreide hat auch einen schönen Preis, ist aber leider fast nicht abzuliefern, weil die Speicher alle voll sind. Dadurch macht es sich bei solchen, die Schulden haben, was auch bei uns der Fall ist, nicht sehr gut. Doch die Banken strecken Geld vor auf den liegenden Weizen.

Ich will denn auch von unserer Freudenzeit, die wir hier in Amerika erlebt haben, etwas an die Oeffentlichkeit bringen. Der erste Tag im Dezember 1915 war ein besonders wichtiger Tag für uns, an dem wir das sogenannte silberne Hochzeitsfest feiern durften, nachdem der Herr uns 25 Jahre durch mancherlei Trübsal aber auch Freuden zusammen im Ehebunde geführt hatte und uns zehn Kinder, acht Söhne und zwei Töchter, anvertraut, eine Tochter aber abgerufen hat dahin, von wo aus es heißt: Kommt wieder, Menschenkinder, Psl. 90, 3. Und obzwar es ein kanadischer Wintertag war, kamen fast alle Geladenen, auch wohl noch aus 20 Meilen Entfernung, sich mit uns zu freuen auf dem Fest. teilzunehmen an der Verherrlichung des Festes mit Gesang und Gebet und Anhören des Gottes Wortes, welches von drei Rednern ausgeteilt wurde. Zur Einleitung diente Psl. 103, zum Text Psl. 121. Und als der letzte Redner sprach, ließ er einen Teller umgehen, in den mehrere Dollars in 10-,25-, u. 50Centstücken, einige sogar in Dollars fielen, daß ich, als es mir gereicht wurde, in die Lage kam zu fragen, für wen wir das bestimmen wollten, und die Antwort bekam, das sei schon bestimmt. Darauf wurde uns noch soviel Glück gewünscht sogar, daß wir noch möchten 25 Jahre zusammen leben. Das hatten wohl die vielen 25 Centstücke zu bedeuten, es waren die 25 Jahre bis zur silbernen Hochzeit, die 50 Centstücke bedeuteten wohl die goldene und die zehncentstücke die diamantene. Doch wie ist es mit den ganzen Dollars, wünschten die Geber derselben uns noch hundert Jahre zu leben? Das wäre über David und Salomo, das möchten wir uns nicht wünschen. Aber Psl. 31, 6 heißt es: Meine Zeit stehet in deinen Händen. Und dann noch die schönen silbernen Geschenke! Und abends wurden viele herrliche Lieder gesungen und noch über Josua 4, 1 gesprochen.

Aber es sollte nicht immer so herrlich bleiben von einer Hochzeit zur andern. (den 2. Dezember war wieder Hochzeit, wo sich Heinrich Rempel und Liese Lohrenz die Hand zum ehelichen Bunde reichten und Schreiber dieses als ein geringer Diener am Worte Gottes sie zu ihrem Bunde einsegnen durfte.) Uns ging es eigentlich so als einst den Jüngern, als sie auf der Hochzeit zu Kana waren, dann waren sie froh, aber der Herr führte sie noch auf anderen Wegen. Als sie auf dem galiläischen Meer kamen und der Sturm so wütete, war ihnen nicht so herrlich zu Mute. So ähnlich ging es auch uns acht Tage vor Weihnachten, als ich krank wurde. Ich fuhr aber noch zur Kirche und dachte, die Krankheit sei so schnell gekommen, sie werde auch so gehen. Sie ging leider aber nicht. Ich war vielleicht fünf bis zehn Minuten drinnen, dann fing die Not immer größer an, so daß ich und meine liebe Frau uns auf den Heimweg begaben. Ich mußte so schreien beim Fahren, daß die Pferde immer stärker gingen. Zuhause angekommen wurde alles mögliche getan, und die Not ließ bald nach, aber sie fing auch wieder bald an, doch nicht so stark. Nach und Nach wurden die Schmerzen weniger und die Kinder sangen so schöne Lieder von dem Jenseits, wo kein Leiden mehr sein wird. Aber in der folgenden Nacht fingen die Schmerzen wieder an, vom Unterleibe anfangend, stiegen sie aufwärts dem Herzen zu, daß ich dachte, meine Zeit sei bestimmt. Ich freute mich Gottes meines Heilandes. Aber die Krankheit war nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes. Den 1. Januar 1916 konnte ich in unserer Kirche zur Ehre Gottes und Verherrlichung seines Namens auf die Kanzel treten, worauf ich mich so wohl fühlte, einige Besuche zu machen. Bald darauf wurde aber meine liebe Frau krank und auch so schwer, daß sie zu Bett liegen mußte und große Schmerzen in der Brust, dem Hals und im Kopf hatte. Das Essen und Schlafen verging ihr und die Zunge wurde so weiß belegt, daß sie nach keiner Zunge aussahe. Sie litt vierzehn Tage an dieser Krankheit, welche wohl die Grippe war. Gegenwärtig ist wieder alles so ziemlich gesund.

Der Winter ist dieses Jahr hier streng. Den 11. u. 12. Jan. war es besonders kalt. Das Thermometer, welches 42 zeigte, war des Morgens „eingegangen". Mittags kam es bis 30 Grad in die Höhe, aber abends fiel es wieder bis 37 Gr. R. Nachher ist es nicht wieder so kalt gewesen. Den 29. Januar war es morgens 18, mittags 11 und abends 22 Grad, den 10. Februar, heute, waren es 28, mittags 21, abends wieder mehr. Schnee haben wir viel. Ich sprach mit einem Deutschen, der schon längere Zeit hier gewesen ist, der sagte, seit vierzehn Jahren sei schon nicht so viel Schnee gewesen wie jetzt.

Wenn dieses könnte meinen Nichten zur Nachricht dienen, besonders denen, die an uns geschrieben haben. Sowie ich gehört habe, seid ihr auch umgezogen? Von Neufeld, Kansas, denke ich. haben wir aber noch keinen Brief bekommen und von Vetter Joh. Balzer, Minnesota auch nicht. Wir würden es gern sehen, wenn ihr, lieben Freunde u. Bekannte, alle an uns schreiben würdet. Ihr gewesenen Tereker alle, Wittenbergs, Peter Penners, Rogalskys und Klassens. Wie geht es euch allen? Ich glaube, wir sind doch froh, daß wir in Amerika sind? Bekommt ihr mal Briefe vom Terek? Wir haben seit 1914 im Frühjahr schon keine Erhalten, aber von Tiegerweide erhielten wir vor 11 Tagen einen. Der war vom Novembermo-

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pa.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für Amerika $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

1. März, 1916

Editorielles.

— Von Whatshan, B. C. erhielten wir einen Brief vom 2. Februar. Demselben fehlt die Unterschrift des Schreibers. Bitte um nachträgliche Namensangabe.

—Unser Bibel-Kalender ist ein Wandkalender, hat aber nicht für jeden Tag des Jahres ein Blatt, sondern für jeden Monat eins. Doch hat er für jeden Tag einen Spruch nebst Angabe von mehreren Bibelstellen. Er macht sich als Wandkalender sehr schön.

— Witwe Kath. Dyck, der wir eine Anzahl Berichte und mehrere Gedichte in den frühern Nummern der Rundschau zu verdanken haben, berichtet uns, daß ihre Adresse ferner Mrs. P. Regier ist, da sie seit dem 3. Februar die Gattin des Rev. Peter Regier, Laird, Sas., ist. Wir wünschen ihnen Gottes Segen.

— Daß wir dieses Jahr keine Abreißkalender haben, von denen man jeden Tag das Blatt für den vorhergehenden Tag abreißt, um das richtige Datum zu haben, wurde schon früher bekannt gemacht. Der Grund dafür ist, daß wir diese Kalender in Deutschland bestellt hatten, dieselben aber nicht durchgelassen wurden. Für solche Kalender erhaltenes Geld wurde von uns an die Einsender desselben zurückgeschickt. Wer sein Geld nicht erhalten hat, berichte uns in der Zeit, daß es in Ordnung gebracht werden kann.

— Wie das Wetter wechselhaft ist, so wechseln auch die Aussichten auf baldige Beendigung der Streitigkeiten zwischen Washington und den Regierungen der Zentralmächte, besonders der Deutschlands. Kaum hörten wir, daß unsere Regierung mit der von Deutschland angekündigten neuen Methode der Unterseebootkriegführung einverstanden sei, da heißt es wieder, es sei unmöglich darauf einzugehen. Und Deutschland, welches wohl gern den Frieden mit den Vereinigten Staaten erhalten sähe, aber glaubt, um der Selbsterhaltung willen die angekündigten Maßnahmen durchführen zu müssen, ist im Nachgeben äußerst vorsichtig und sparsam. Aber wir hoffen, daß ein Krieg zwischen unserm Lande und Deutschland durch Gottes Gnade verhütet wird.

— Amerika soll nach einer gewissen Statistik nicht so reich sein, wie gewöhnlich angenommen wird. Nach derselben sind die meisten Bewohner zu den Armen zu zählen, weil sich nach ihre mTode herausstellt, daß sie ihren Erben kein Vermögen hinterlassen. Fast der ganze Reichtum befindet sich angeblich in den Händen einiger Reichen. Dies wird darauf zurückgeführt, daß der Arbeiter und gewöhnliche Bürger in dem Wahne, in einem reichen Lande zu leben, versucht, sein Leben nach dem Muster der Reichen einzurichten und trotz der großen Löhne alles verbraucht, was er verdienen kann. Das ist vielfach der Fall, aber mancher, der wohl zu sparen versteht, kommt nicht in die Gefahr, irdische Schätze zu sammeln, selbst wenn er es wollte, weil die Preise für Lebensmittel und andere nach unsern Begriffen nötigen Dinge stets mit den Arbeiterlöhnen in gleicher Höhe gehalten werden. Immerhin wird es für uns nützlich sein darüber nachzudenken ob wir inbezug auf Sparsamkeit bereits zu weit oder nicht weit genug gegangen sind.

—Von verschiedener Seite ist darauf hingewiesen worden, daß den Mennoniten in den Vereinigten Staaten in Bezug ihres Standpunktes zur Wehrhaftigkeit eine Gefahr droht, seit unsere Regierung sich mit dem Plane einer Vergrößerung der Armee und Flotte und der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht beschäftigt. Besonders stark mahnt der Artikel von P. R. Kaufman, Eakly, Okla., in der vorletzten No., die Leser, ihren Einfluß als mennonitische Gemeinschaft höhern Orts geltend zu machen so lange es noch nicht zu spät ist. In einem Brief von Prediger Peter Görtz, Carnduff, den wir eben erhielten, ist auch die Rede von dieser Gefahr. Folgendes aus dem Brief wollen wir den Lesern mitteilen: „Als ein alter West-Preuße interessierte es mich, die langen Listen von mennonitischen Namen in den frühern Nummern zu lesen, deren Träger entweder verwundet oder getötet worden waren in dem gegenwärtigen Krieg. Darunter waren doch wohl mehrere Verwandten meiner seligen Eltern, welche, in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu den Lutherischen übergegangen, in einer von Mennoniten sehr dünn besiedelten Gegend wohnten. Meine seligen Eltern zogen mit uns Kinder zum Teil aus der Ursache anno 57 nach Rußland zum Land der „religiösen Freiheit" unter einem „ewigen Privilegium (!?)".

Aber wie es in der Christenheit bergab ging mit der Echtheit der Liebe unter einander und des demütigen, kindlichen und einfältigen Glaubensgehorsams gegen Gott, so sind ja auch jene goldenen Freiheiten fast überall in die Brüche und den Weg alles Fleisches gegangen. Und jetzt? — Im Lande der Freiheit, den Vereinigten Staaten, türmen sich auch dunkle Wolken am politischen Horizont; denken wir nur an Wilsons „Preparedneß" (Bereitschaft, Kriegsbereitschaft in diesem Falle. Ed.) das zieht sicher einen Zwang zur allgemeinen Wehrpflicht nach sich. **Rufe doch** unsere leitenden Brüder auf, sich **beizeiten** zum **Wort zu melden.**" Die Vereinigten Staaten sind wohl der letzte Fleck auf Gottes Erdboden, wo den Mennoniten noch einige Hoffnung bleibt, auch in Zukunft als die Unbeteiligten an den Kriegen der Völker geduldet zu werden. Sollte diese Hoffnung jetzt durch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht zerstört werden, dann ist kaum abzusehen, was die Folgen für das Bestehen der Mennoniten in der Welt sein werden. Manche geben vielleicht dem Druck der Regierung nach und bringen ihr Gewissen zum Schweigen, aber wer das nicht tut, wird wahrscheinlich Trübsal zu erwarten haben. Wir hoffen, daß die „leitenden Brüder" sich darüber klar werden, ob ihnen in dieser Zeit das Wort gilt: „Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein," oder ob es ihre Pflicht ist, für das Interesse der Mennoniten persönlich einzutreten.

— Die beiden Artikel aus den „Mennonitischen Blättern", welche wir in dieser Nummer bringen, handeln von der Stellungnahme der Mennoniten zum Kriegsdienst. Die Leser sehen sofort, daß die Schreiber in ihren Ansichten ganz verschieden sind, und freuen sich sicher, daß die Mennoniten in Deutschland so besorgt sind um ihre russischen Brüder, daß sie jetzt schon, in der für sie selbst so ungemein

schweren Zeit, auf Mittel und Wege sinnen, dem den russischen Mennoniten drohenden Unglück zuvorzukommen. Ein anderer Grund zur Freude findet sich in dem Artikel „Unser Völklein und der Krieg". Hier sehen wir, daß nicht allein die Mennoniten in Rußland und Amerika „in kindlicher Einfalt zähe an ihrem Prinzip (Wehrlosigkeit) festhalten", daß keine „Belehrung möglich ist", sondern, daß sich solche Brüder auch noch in Deutschland mitten unter den „Aufgeklärten" befinden. Es ist merkwürdig, doch allbekannt, daß Rückfällige immer wähnen, ihr Fall sei ein Aufstieg zum Höhern und Bessern, und daß sie die, welche das, was sie einmal ergriffen haben, festhalten, bemitleiden und sie mit ihrer „Belehrung" auch gern zum Fall bringen möchten. Als Eva von der verbotenen Frucht gegessen hatte, gab sie Adam auch davon und er nahm und aß. Wir wollen nicht die Brüder in Deutschland verdammen, wenn sie in manchen Sachen anders denken als wir, aber wir finden nicht, daß ihre Stellungnahme zum Kriegsdienste eine mennonitische ist, und können daher ihr Beispiel und Lehre nicht zur Nachahmung und Annahme empfehlen. Sollten die russischen Mennoniten durch die Verhältnisse gezwungen werden, ihr Glaubensbekenntnis fahren zu lassen, so wäre das nicht so sehr freudig zu begrüßen, sondern vielmehr als ein Unterliegen in der Versuchung zu beklagen. Suchen wir, unser Prinzip der Wehrlosigkeit nicht allein mit de mBekenntnis des Mundes festzuhalten, sondern uns als die Wehrlosen im täglichen Leben zu betätigen solange wir Frieden im Lande haben. Dann nur, wenn wir im Friedensdienst gegen unsern Nächsten geübt sind, werden wir stehen können, wenn die Versuchung in der Gestalt der Allgemeinen Wehrpflicht oder die „Belehrung" an uns herantritt. Beachtenswert ist, daß nicht die Regierung die deutschen Mennoniten zum Militärdienst an der Front gezwungen hat, sondern diese selbst es gewünscht haben, daß ihre Ausnahmestellung aufgehoben werde, welche die Regierung für sie vorgesehen hatte, nach welcher sie zwar zum Soldatendienst herangezogen, aber nicht in der Kampflinie, sondern zu anderweitigen Arbeiten verwendet wurden.

Aus Mennonitischen Kreisen.

Maria Epp, Altona, Manitoba, berichtet den 17. Februar: „Das Wetter ist gegenwärtig wunderschön, Tauwetter schon seit drei Tagen. Typhus und andere schwere Leiden sind in der Nähe."

Andrew P. Graber, Pretty Prairie, Kansas, schreibt: „Zum kommenden Sonntag erwarten wir Rev. John Schrag von Freeman, S. Dakota, uns mit dem Wort einige Tage zu bedienen."

Anna Enns, Winkler, Manitoba, berichtet den 12. Februar: „Es ist hier ziemlich kalt gewesen, aber jetzt scheint es als wenn die Kälte nachlassen will. Schnee haben wir viel, wenigstens bei den Häusern. Auf Wiedersehen!"

Agnes Fast, Loma, N. D. berichtet am 8. Febr. daß der Zugverkehr wegen des vielen Schneesturms sehr viel gestört wird. Oft ist der Zug schon 15 Tage ausgeblieben, und selten kommt er, ohne einen Schneepflug vorauszuschicken.

J. K. Funk, Korn, Montana, schreibt den 10. Febr.: „Das Wetter ist hier jetzt kalt, un dwir haben viel Schnee. Es braucht viel Brennmaterial und Futter für das Vieh. Gut, wenn noch von beidem ist. Von Krankheitsfällen läßt sich hier wenig hören in nächster Umgebung."

Henry D. Rempel. Henderson, Nebr., schreibt den 14. Febr.: „Werter Editor! Ich sende dir wieder einen Dollar für die Rundschau und will dich gleich meine neue Adresse wissen lassen, die du in der Rundschau bekannt machen möchtest. Sie ist jetzt R. 1, Box 57, Henderson, Nebraska, statt York."

P. T. Wiebe, Whatshan, B. C. schreibt den 10. Februar: „Ich kann berichten daß wir gesund sind. Haben einen kalten Winter mit viel Schnee. Die Grippe hat hier auch ihre Runde gemacht, ist aber schon beinahe vorüber. W. K. Giesbrechts gedenken im Frühjahr B. C. zu verlassen und nach dem sonnigen Alberta überzusiedeln. Gruß an Editor und Leser."

Heinrich Unruh, Hepburn, Sask., berichtet den 8. Februar: „Es ist hier schon nicht mehr so kalt. Morgens ist es bis 25 Gr. R. und mittags bis 16. Die Sonne scheint klar und es ist nicht viel Wind. Die Schlittenbahn wird besser und somit die Arbeit für die Pferde leichter. Die Kohlen waren während der großen Kälte so vernommen, daß in vielen Städten schon keine waren, d. h. Weichkohlen, Hartkohlen waren noch."

H. H. Berg, Marion, S. Dakota, schreibt den 16. Febr.: „Das Wetter ist gegenwärtig sehr schön. Es hat die letzten paar Tage sehr getaut, so daß das Wasser schon anfängt zu laufen. Die Farmer fahren jetzt fleißig Getreide. Alles hat einen guten Preis. Europa gegenüber haben wir nichts zu klagen. Doch sind wir manchmal mürrisch, wo wir sollten dankbar sein. Hin und her herrscht noch Krankheit."

Peter Löwen, Morse, Sask., berichtet: „Ich will meine Freunde und Geschwister wissen lassen, daß meine Adresse ferner sein wird: Lydiard, Saskatchewan, Canada. Wir sind gesund. Hier im Norden ist es immer kalt, so daß das Weizenfahren aufhört. Ist auch gut so. Die Eisenbahn konnte nicht genug Cars bekommen. Zwei bis drei den Tag war nicht genug. Der Weizen kostet $1.09 und noch mehr. Es ist viel Schnee, bloß zu kalt zum Fahren."

Jacob Neufeld, Waldheim, Sask., schreibt den 14. Februar: „Das Wetter hat sich nach anhaltender Kälte geändert. Jetzt ist es sehr schön und Schnee ist sehr viel. Krankheiten und Sterbefälle kommen oft vor. Ich bin noch meinem Alter nach schön gesund. Was macht ihr lieben Vettern in Kansas, Gerhard und Diedrich Neufelds? Früher ließet ihr doch hin und wieder von euch hören, aber jetzt nichts mehr, da deine Elisabeth nicht mehr ist, Den Bericht von Geschwister D. Thießens, Korn, habe ich gelesen. Bei Okeene, Oklahoma sind Schwager und Schwester Ferdinand Dehnen. Von euch bekommen wir auch nichts mehr zu hören. Seid alle gegrüßt von mir."

A. M. Dörksen, Meade, Kansas, schreibt den 11. Februar: „L. Editor! Da ich heute nicht so viel Arbeit habe, will ich dir den Lohn für die Rundschau senden. Wünsche dir auch viel Glück und Segen von unserm Herrn, denn ich glaube, daß dir doch so manches Angenehme und Unangenehme vorkommt. Aber nur aufgeschaut nach oben, der Herr möchte dir und dem Rundschaupersonal beistehen! Von hier ist zu berichten, daß die Grippe stellenweise auftritt. Aber Todesfälle sind nicht vorgekommen. Es ist auch nicht sehr kalt, der Januar war kälter. Es sind noch immer solche, die das Kaffircorn nicht gedroschen haben, unter denen auch unsere Kinder B. S. Dörksen sind. Geschw. Johann Fransens dreschen heute."

Peter E. Nickel, 901 N. Franklin Str. Chicago, Ill. schreibt den 16. Februar: L. Editor: Weil die Rundschau uns noch immer ein guter Bote ist, so wollen wir sie wieder bestellen. Ich habe nicht Zeit, sie ganz durchzulesen, aber durchschauen tue ich

sie immer. Wir sind schön gesund, welches wir dir und allen Rundschaulesern von Herzen wünschen. Dem Herrn die Ehre für alles Gute, das er an uns getan hat. Ich habe das Vorrecht gehabt, schon mehrere Wochen jeden Mittwoch das „Cook County Hospital" zu besuchen. Ich ging heute mehrere „Wards" durch. Dort lernt man seine Gesundheit schätzen. Es sind dort bei 2000 Kranke mit verschiedenen Krankheiten, welche gepflegt werden müssen. — Das Wetter ist heute sehr schön, und der Schnee, welcher vor ein paar Tagen fiel, ist bald wieder alle vertaut."

Fortsetzung von Seite 9.

nat. Die schrieben, daß wer nicht wollte, dürfte nicht zum aktiven Dienst, aber es seien etliche Mennoniten-Jünglinge, die hätten sich dazu gemeldet und seien auch angenommen worden. Weiter schrieben sie, daß die Arbeiter sehr teuer seien und das Land billig, der Weizen bis 13 Rubel das Tschetwert, die Pferde teuer und ausgesucht.

Ich muß noch fragen, ob unserm Reisegefährten H. Thießen unser Brief zu lang gewesen ist oder ob er ihn nicht erhalten hat, daß er nicht mehr an uns schreibt. Ob es ihnen gut geht?

Zum Schluß Editor und Leser grüßend mit Psl. 125.

Heinrich P. Balzer.

Der Wahrheitsfreund ist gebeten zu kopieren.

Main Centre, den 2. Februar 1916. Ich will berichten, daß wir alle schön gesund sind und dem Editor und den Lesern dasselbe wünschen. Das Wetter ist diesen Winter für solche Leute eingerichtet, welche genügend Kohlen und Mehl haben. Es ist fast nicht möglich mit Fuhren zu fahren bei solcher schlechten Bahn und großen Kälte. Aber der Tod kommt und holt sich noch etliche. Gerhard Driedger seine Frau war eine Zeitlang krank. Dann kamen Heinrich Driedgers sie besuchen. Des Abends fuhren sie nachhause. Um neun Uhr abends starb Gerhard Driedger seine Frau und dieselbe Nacht, oder sieben Uhr morgens, starb Heinrich Driedger seine Frau an Herzschlag, beide in einer Nacht gestorben; beide Brüder zugleich Witwer geworden. Das trifft sich nicht oft. So ist Schreiber dieses unterrichtet worden.

Br. Peter Schultz seine Frau hat schlimme Beine und Füße, daß sie sich fast nicht weiterbringen kann. Bei Aron Schulzen ist den 3. Februar ein Mädchen eingekehrt, bei Franz K. Dücken den 31. Januar ein Knabe, welcher den Namen David bekommen hat. Die Mütter und Kinder sind wohlauf. Nachbar Heinrich Unger gedenkt im Februar nach Manitoba zu fahren und da mit Land zu tauschen. Er hat hier in Herbert 240 Acres, das will er in Tausch geben. Es ist ihm zu wenig. Bei Jakob Friesens ist den 28. Januar ein Mädchen eingekehrt, das den Namen Aganetha bekommen hat. Alles wohlauf.

Alle Geschwister und Freunde sind gegrüßt von

David Schulz.

Laird, Saskatchewan, den 2. Februara 1916. Lieber Editor und Leser! Ich kann von hier berichten, daß der Januarmonat sehr streng gewesen ist. Wir haben viel Schnee bekommen, daß folgedessen die Züge nicht gehen können. Letzte Woche haben wir nur einmal unsere Post bekommen. Es sind überall viel kranke Leute, auch in unserer Nähe sind mehrere krank. Die alte Schw. Unrusche ist schon über eine Woche im Bett gewesen. So sind auch mehrere gestorben. Letzte Woche Freitag starb in Laird die alte Schwester P. A. Penner, welche schon von Oktobermonat krank gelegen ist. Am selben Tage starb hier am Nord Fluß ein alter Isaak Dück, der am Morgen noch gesund gewesen. Er hatte sich auf Mittag hingelegt um auszuruhen. Dann hatte er die Kolik bekommen, hatte sich noch etwas Medizin gefordert; aber zwei Uhr war er eine Leiche. Seine Frau, welche schon eine Woche krank gelegen, wurde von ihren Kindern mit der Leiche zusammen nach Eigenheim geholt, um diese dort zu begraben. Die Frau ist gestern, den 1. Feoruar auf Mittag gestorben. Sie wird also mit der Leiche ihres Mannes zugleich begraben worden. So hält derTod seine Ernte. O möchten wir doch alle bereit sein, wenn wir von hier abgerufen werden, denn es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben, aber darnach das Gericht. Noch einen herzlichen Gruß an alle Leser mit Joh. 10, 25 von eurem Mitpilger nach Zion.

H. E. Nickel.

British Columbia.

Renata, B. C. den 16. Februar 1916. Sehr werte Rundschau! Will dir wiederum ein paar Zeilen einstecken. Das Wetter ist hier jetzt sehr milde, und der Nebel, den wir hier eigentlich sehr selten haben, ist so dicht, daß wir das Schiff kaum auf hundert Schritt von der Landungsbrücke sehen können. Gestern und letzte Nacht hat es leise und ohne Unterbrechung geregnet. Der See ist überall mit Eis bedeckt, was hier bis jetzt noch keiner der ältesten Ansiedler gesehen hat. Und geschneit hat es hier diesen Winter auch außergewöhnlich. Aber jetzt geht der Schnee schnell fort.

Unsere Tochter, Frau J. H. Friesen von Hague, Saskatchewan war im Januar hier bei uns zu Besuch. Jedoch das kalte Wetter und der viele Schnee machten es ungemütlich, und wir mußten alle am warmen Ofen bleiben. Als sie nachhause fuhr, mußte sie 10 Tage auf der Heimreise zubringen wegen des kalten Wetters und Schneegestöbers. Infolge des vielen Schnees und der großen Kälte ist Br. John C. Peters auch noch nicht hier gewesen, jedoch erwarten wir ihn jetzt nächstens. In meinem vorigen Bericht sollte es heißen, Br. N. F. Töws war hier im September 1914, und seitdem haben wir weder ihn, noch ein Schreiben von ihm gesehen. Will denn schließen. Den Editor und alle Leser herzlich grüßend, verbleibe ich euer geringer Mitwanderer

B. J. Friesen.

Diplomaten-Automobile.

Berlin.

Die Behörden haben angekündigt, daß die Frauen von ausländischen Diplomaten in der Hauptstadt ihre eigenen oder gemieteten Automobile für irgendwelche Zwecke — Einkaufen, Besuchemachen, Vergnügungsfahrten — benutzen können. Privat-Automobile sind schon seit März so selten geworden, daß man kaum mehr ein solches sieht. Einige Aerzte und Andere, welche in öffentlichen Diensten stehen, besitzen die Erlaubnis, ihre Maschinen für Geschäftszwecke zu gebrauchen. Infolge dessen hat der Anblick von luxuriösen Kraftwagen, welche die Damen von Diplomaten zu Teepartien und nach den Läden Unter den Linden bringen, einige Leute in Aufregung versetzt, und Polizeipräsident von Jagow hat viele Beschwerden erhalten. Letzterer hat alle Hoffnungen der Beschwerdeführer zunichte gemacht, indem er entschied, daß die Angehörigen von verbündeten oder neutralen Botschaften und Gesandtschaften von den Bestimmungen, die auf den Rest von Berlins Bevölkerung Anwendung finden, nicht betroffen werden.

Aus Rußland.

Etliche hundert Finnen, die nicht in der russischen Armee dienen wollten, trafen Montag im Zwischendeck des dänischen Dampfers Alaf aus Kopenhagen in New York ein.

Die Zukunft unserer deutsch-russischen Brüder.

(Aus Menn. Blätter.)

Unsere russischen Glaubensbrüder gehen einer dunklen Zukunft entgegen. Noch fühlen sie es vielleicht kaum oder merken wenig davon. Noch kennt man nicht die Absicht der Regierung in Rußland; aber wie immer auch ihre Entschließung sein wird, wie immer sie ihre Maßnahmen treffen wird, soviel ist gewiß: Bleiben die Mennoniten in Rußland, dann sind sie für unser Deutschtum und für unsere Gemeinschaft verloren. Rußland wird durch diesen Krieg ein Erbfeind unseres Volkes und Reiches. Die Feindschaft, die bisher mehr im Stillen und bloß unter den panslavischen Kreisen herrschte, wird zu einer offenen und allgemeinen werden. Das Parlamentsregiment leistet ihr Vorschub und gibt ihr Nachdruck. Der Völkerkampf wird zum Rassenkampf. Noch entschiedener als zuvor wird das Werk der Russifizierung betrieben werden. Nur die Methode wird wechseln je nach der Oertlichkeit und den Objekten. Dem unoffenen, hinterlistigen, raffiniert schlauen Charakter des Slaven ist alles zuzutrauen. Ich fürchte, daß man die russischen Mennoniten, wenn man sie nicht im ersten Zorneseifer gewaltsam vertreiben wird, nach und nach erdrosselt. Man wird ihnen weitgehende religiöse Freiheiten und Begünstigungen gewähren oder belassen, um sie sorglos und sicher im Land zu halten als besonders nützliche und brauchbare Untertanen; aber man wird ihnen allmählich alle ihre nationalen Vorrechte nehmen, wird sie ihrer Sprache berauben und systematisch zu Russen machen. Sind sie erst einmal russisch geworden, dann kommt die russische Staatskirche und beginnt ihr Bekehrungswerk. Zu spät werden die ahnungslosen bekenntnistreuen Freunde die Gefahr erkennen, die ihnen droht. Was in Mähren und in Ungarn geschah im 17. Jahrhundert, das wiederholt sich in Rußland im 19. Jahrhundert. Ein großer, ungemein hoffnungsvoller Zweig unserer Gemeinschaft geht spurlos unter. Da erscheint es mir eine wichtige, heilig ernste Pflicht, alles zu zu tun, was in unseren Kräften steht, unsere Glaubensgenossen in Rußland dem Deutschtum und unserer Gemeinschaft zu erhalten. Wohl erscheint der Plan, sie auf deutschem Gebiet anzusiedeln fast aussichtslos. Zu groß sind die Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen. Und doch sollte es versucht werden.

Vor allem sind es religiöse Gründe, die eine Rücksiedlung der russischen Mennoniten nach Deutschland verhindern. Sie hängen noch zu fest an dem Prinzip der Wehrfreiheit. Das war mitbestimmend bei ihrer Auswanderung aus Westpreußen vor 130 und 110 Jahren; das war allein bestimmend in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts bei ihrer großen Auswanderung nach Amerika. Es war mir eine merkwürdige Erfahrung, die ich in Berne machte und wo immer ich mit russischen Einwanderern sprach, daß das Gespräch alsbald auf die Wehrlosigkeit kam. Wie zähe sie an ihrem Prinzip festhielten in kindlicher Einfalt. Da ist keine Belehrung möglich. So wird es auch bei den meisten Brüdern in Rußland sein.

Was die Mennoniten-Brüdergemeinschaft anlangt, die die Mehrheit der russischen Mennoniten bildet, so dürfte es fast ausgeschlossen sein, daß sie auf den Gedanken einer Ansiedlung in Deutschland eingehen werden. Sie halten nicht bloß an der Wehrlosigkeit am zähesten fest, sie nehmen auch bei ihrem baptistisch-methodistischen Einschlag vielfach an unserem Leben Anstoß, das ihnen zu weltförmig erscheint. Wie weit die in Hamburg ausgebildeten jungen Leute hier günstig wirken können und werden, entzieht sich meiner Kenntnis. Aber die Verhältnisse können auch hier schließlich stärker sein als der Wille und der Krieg kann für manchen ein Umlernen gebracht haben. Im allgemeinen werden sie, sofern sie das Religiöse weit über das Nationale zu stellen beflissen sind, der Russifizierung zugänglicher sein, während auf der anderen Seite ihre aggressive christliche Stellung den Widerspruch der russischen orthodoxen Kirche reizt.

Die kirchlichen Mennoniten sind weltoffener. Unter ihnen haben nicht wenige seit den letzten 25 Jahren in Deutschland und der Schweiz studiert und eine Annäherung an uns gesucht und gefunden. Einige von ihnen nehmen eine führende, einflußreiche Stellung ein. Auf ihnen steht unsere Hoffnung. Aber es stellen sich auch bedeutsame wirtschaftliche Gründe in den Weg. Der russische Mennonit, das sagen sie alle, liebt seinen Grundbesitz. Er sucht, wenn er auswandern muß, gleiche Verhältnisse. Darum sind bei den letzten Ansiedlungen alle Auswanderungspläne in andere Länder gescheitert; man blieb an Sibirien hängen. Die russischen Mennoniten sind an Latifundienwirtschaft (Wirtschaft im großen Stil.) gewöhnt; unsere Parzellenbewirtschaftung ist ihnen ein unerträglicher Gedanke. Sie suchen Neuland, das einen raschen und hohen Gewinn verspricht.

Was sollen und können wir dem gegenüber tun? Herr Borchardt, Vorsitzender des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer in Berlin, schreibt: „Wichtig erscheint, daß jetzt, jedenfalls noch während des Kriegs, Verbindung mit den deutsch-russischen Mennoniten genommen wird und diese aufgefordert werden, Vertrauensmänner nach Deutschland zu entsenden. Diese würden im Benehmen mit ihrem Verbande den Fürsorgeverein zu weiteren Schritten ermächtigend und über die Ergebnisse der Verhandlungen laufend nach der Heimat zu berichten haben (auf mündlichem Wege). Es ist sehr wichtig, daß die deutsch-russischen Mennonitengemeinden baldigst von unserer Bereitschaft erfahren und das Vertrauen zu dem Mutterlande fassend auf überseeische Pläne verzichten, um mit ganzer Kraft und geeintem Willen dem einzig möglichen Ziele erneuten Anschlusses an das alte Heimatland — diesmal für immer — zuzustreben." Das ist gut gesagt und schwer getan. Es ist rein unmöglich, daß wir während der Kriegszeit in dieser Angelegenheit irgendwelche schriftliche oder mündliche Verhandlungen anknüpfend und unterhalten. Wir müssen die größte Vorsicht gebrauchen, um unseren russischen Freunden keine Ungelegenheiten zu bereiten und ihnen nicht vor den Kopf zu stoßen. Es gilt in aller Stille ein Vertrauensverhältnis anzubahnen und alles zielbewußt vorzubereiten, um gegebenen Falls handeln zu können. Darum haben wir uns der kriegsgefangenen russischen Mennoniten angenommen, darum die durch den Krieg überraschten und in Deutschland festgehaltenen russischen Freunde unterstützt (wir haben zu diesem Zweck etwa 1400 M. verwendet), darum unsere Bemühungen um Anschluß an den Fürsorgeverein für die deutsche Rückwanderer und ähnliche Unternehmungen, wie Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland, sowie von Landankaufsgesellschaften; daher auch unser Gesuch an die Reichsregierung, das nur einen vorbereitenden Zweck hat. Ein erneutes Gesuch müßte die Sache eingehender darlegen. Nach geschichtlichen und empirischen Gesichtspunktten, etwa unter Hinweis auf die Bestrebungen der Könige Friedrich der Erste und der Zweite, Mennoniten anzusiedeln und die Vorteile, die sich für den Staat ergeben bei Ansiedlung zuverlässiger und tüchtiger Landwirte usw.. Wie weit die Regierung ihnen in der Wehrfreiheitsfrage entgegenkommen sollte, bedarf einer besonderen eingehenden Erörterung. Auch denke ich daran alles vorzubereiten, damit alsbald nach dem Krieg von unserer Seite ein oder mehrere Vertreter nach Rußland

reisen, um Unterhandlungen mit ihnen anzuknüpfen; sie müßten mit bestimmten Vorschlägen kommen; je vorteilhafter dieselben sind, um so aussichtsvoller dürften sie sein. Alles Weitere bleibe späteren Gelegenheiten vorbehalten. N.

Unser Völklein und der Krieg.

Seit bald 1½ Jahren lastet ein schwerer Krieg auf den Völkern; es ist der erste, an dem die Mennoniten in Preußen voll beteiligt sind. Dies Völkerstreiten wird verschieden beurteilt. Die Mehrzahl erheben es als ein großes, von Druck befreiendes, einzelne Völker einigendes, edle Kräfte auslösendes Geschehen. Andere sehen darin eine Zuchtrute, schwere Heimsuchung, ein göttliches Strafgericht. Doch nun zu unserer Stellung. Von Alters her war unsere Gemeinschaft, wenn auch unter großen Anfechtungen von der Teilnahme am Kriege befreit und ihr Bestreben war darauf gerichtet, daß kein Glied der Gemeinde ins Heer eintrete. Das ist anders geworden, die Befreiung ist aufgehoben. Nach meiner unmaßgeblichen Auffassung darf unser Völklein nicht sagen: „Ist der Krieg Zucht und Strafe, wir sind unschuldig, wir können uns ausschließen." Ob wir nicht in den Augen des heiligen Gottes eben so schuldig sind, wie die andern Leute? sind wir nicht allzumal Sünder? — Die Fürsten und die Regierung in Preußen haben unsere Sonderstellung berücksichtigt, bis in die neuere Zeit hinein Befreiung vom Militärdienst gewährt. Bei Aufhebung der Befreiung ist nun das Verfahren unseres alten Kaisers Wilhelm wichtig. Obgleich ein großer Kriegsheld, hat er den Mitgliedern unserer Gemeinschaft die waffenlosen Dienste in der Armee gestattet. Warum wohl? Der alte Kaiser hat im Verhalten der Mennoniten nicht Ungehorsam, nicht Mangel an Vaterlandsliebe, sondern die Berechtigung ihrer Religionsgrundlagen gesehen Da möchte man fast sagen: „Der alte Kaiser war ein besserer Mennonit, als viele Mennoniten heute es sind." Wie ist's heute? Das deutsche Volk ist von großer Begeisterung für seine Sache ergriffen und die Glieder unseres Völkleins sind es auch. Das ist menschlich berechtigt, Jungdeutschland hat sich erhoben, für das Vaterland zu streiten. Da sind in unsern Gemeinden Stimmen laut geworden selbst auf ländlichen Kanzeln: „die alte Sonderstellung muß fallen, die Kabinetsordre von 1868 beseitigt werden, alle mit gleicher Pflicht in den Streit ziehen." In diesen Wein der Begeisterung möchte ich ein paar Tropfen kühlendes Wasser schütten. — Es wird wohl niemand sagen, daß der Krieg ein christliches Werk sei. Ich gehe noch einen Schritt weiter und sage: Der Krieg ist in seinen äußersten Schlußfolgerungen und Notwendigkeiten nicht einmal menschlich. Wenn junge Leute unserer Gemeinde, die der Berufung ins Heer entgegensehen, erklären, es würde ihnen ganz unmöglich sein, mit dem Bajonett unter den Feinden zu arbeiten, das ist menschlich, ob es auch für den Soldaten eine Pflichtverletzung ist. Ob nicht die große Mehrzahl der Menschen diesen Sinn hegt? Ach, welche wilden Leidenschaften müssen erst geweckt werden, welche die Menschen treiben, gleich wilden Tieren gegen einander zu stürzen, einander zu zerreißen, zu vernichten. Das ist nicht mehr menschlich, das ist dämonisch. Aber wie urteilt die Welt? wer am meisten leistet im Werk der Vernichtung der Feinde, das ist ein Held, dem Ruhmes- und Ehrenkränze gebühren. Angesichts der gewaltigen Veranstaltungen und Anstrengungen, die Feinde zu töten, kommt man in Versuchung, an den Namen „Mensch" die bitterste Ironie zu knüpfen. Es ist mir nicht verborgen, daß solche Auffassung als ein mißtönender verächtlicher Unkenruf in großer Zeit angesehen werden wird, aber ich kann nicht anders. — Als die Jünger eine Stadt hart strafen wollten, sagte Jesus: „wisset ihr nicht, wes Geistes Kinder ihr seid?" Da müssen wir nun sagen: Menno wollte in gewalttätiger Zeit diesen Geist festhalten. Er wollte seiner Gemeinde denselben einprägen und sie als eine Oase des Friedens in die Christenheit hineinstellen. Haben nun unsere Vorväter dieses Wort vom Geiste aus Gott zur Richtschnur genommen? Haben wir es? Haben wir Teil an der Bekenntnistreue, womit so manche unserer Vorfahren für ihren Glaubensgrund Gut und Leben zum Opfer gebracht? Nicht als Streiter, sondern als Nachfolger unseres Herrn sollten wir eingedenk sein des Wortes: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Nachschrift des Herausgebers. Der Herausgeber veröffentlicht diesen eingesandten Artikel völlig unverändert, um auch Denen möglichst gerecht zu werden, die noch den Standpunkt der Wehrlosigkeit unter uns in Deutschland vertreten. Jeder Leser möge selbst prüfen und urteilen! Zur Sache sei nur bemerkt, daß in Mennos Tagen lediglich die Führung von Waffen zum Kämpfen für den Glauben in Frage kam, dessen Gegenstück das wehrlose Leiden um des Glaubens willen bildet. Darin hatten die Väter durchaus Recht. Der Christ greift nicht um des Glaubens willen zum Schwert Das entscheidet aber nicht die Frage, ob ein Christ mit gutem Gewissen am Kriege für's Vaterland teilnehmen kann. Die Mehrzahl bei uns in Deutschland bejaht diese Frage ganz entschieden.

Aus. Menn. Bl.

Aus dem Zionspilger.

In Rußland verspürt man wieder etwas von Stundistenverfolgung. Eine fanatische anti- evangelische Partei benutzt die gegenwärtige Kriegszeit zur Bekämpfung und Verfolgung evangelistischer Arbeit unter den griechisch-katholischen Russen. Besonders haben die zahlreichen Baptisten in Rußland darunter zu leiden. Sie werden verdächtigt, als ständen sie im Dienst und Sold des deutschen Kaisers. Gott wird aber gewiß dafür sorgen, daß dem Evangelium auch in Rußland freie Bahn gemacht wird.

Ueber eine Million polnische Juden sollen nach Zeitungsmitteilungen durch die russischen Maßnahmen heimat- und obdachlos geworden sein. Die Armen hatten vor allen anderen sämtliche als bedroht erachteten Orte zu verlassen. Aus Lublin, Warschau, Kowno, Wilna, Riga usw. zogen sie mit Kind und Kegel in unendlichen Zügen aus. Wohin, wußte niemand. Hab und Gut wurde, soweit es beweglich war, mitgeschleppt. Der Rest ist ihnen wohl für immer verloren.

„Vergiftete Bibeln" für die Südsee. Vom Bibelhause in New-York sind im letzten Frühjahr tausend Bibeln nach der Ozeaninsel und Abaian in Mikronesien gesandt worden. Ihre Uebersetzung in die Sprache der Gilbert-Insulaner ist die Lebensarbeit des Missionspioniers Dr. Hiram Bingham gewesen. In der Buchbinderei des Bibelhauses wurden die Einbände mit Gift getränkt, um die Insekten fernzuhalten, die sie sonst zernagen würden. Dann wurden sie zu je zwanzig in Zinnbüchsen eingelötet, um das Wasser von ihnen fernzuhalten, und jedes Paket noch in eine dauerhafte Holzkiste verpackt. Die Ozeaninsel, wohin die Bibeln größtenteils gehen, ist nur ein kleines Inselchen, das ähnlich wie Nauru nur durch seine Phosphatlager berühmt geworden ist. Wie gut, daß das Gift nur in den Deckeln ihrer Bibeln enthalten ist, daß aber der Inhalt der Bücher das bewährte Heilmittel gegen das Gift der Sünde enthält und daß „seine Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden"! (Offb. 22, 2.)

Eine sehr traurige Nachricht kommt aus den Neuen Hebriden, einer Inselgruppe im Stillen Ozean. Sechs eingeborne Lehrer wagten sich ins Innere der Insel Malekula, um dort das Evangelium zu verkündi-

gen. Sie wurden von den Eingebornen ermordet und aufgegessen. Die Macht der Gnade Gottes wird auch bei den Kannibalen auf Malekula noch den Sieg gewinnen. „Denn wo die Sünde mächtig geworden ist, ist doch die Gnade viel mächtiger" (Röm. 5, 20).

Der köstlichere Weg. Ein englischer Missionar in Indien spricht sich sehr freundlich über die deutschen Missionare und ihre Arbeit in Indien aus. „Die Neigung liegt ja vor," so sagt er, „den Feind ungerecht zu beurteilen, doch die deutschen Missionare haben sich nichts gegen die britische Regierung zuschulden kommen lassen, noch die Eingebornen dagegen beeinflußt; aber sie haben Großes geleistet und werden, wenn der Krieg beendet, wieder viel Gutes wirken. Die politische Lage wird ja selbstverständlich für längere Zeit gespannt bleiben, aber die Wunden, die der Krieg geschlagen, müssen die Kinder Gottes zu heilen suchen, und gut ist es, jetzt schon damit den Anfang zu machen und den Geist der Liebe zu pflegen. In England wie in Deutschland gibt es genug Leute, die Bitterkeit und Rachegefühle nähren; aber der Christ sollte den „köstlicheren Weg" gehen und freundliche Gesinnung gegen den Bruder in Christus beweisen, der ebensowenig, wie er selbst, den Krieg verschuldet."

Der Winter.

„Hier bin ich!" rief aus voller Kehle
Jack Frost am Ausgang seiner Höhle
Und zeigt' sein grimmiges Gesicht.
„Hier bin ich!" — sprach's und tauchte nieder,
Als sei's verfrüht, doch plötzlich wieder
Schnellt er empor, derselbe Wicht.

„Hier bin ich!" härter klang die Stimme:
Er rief es jetzt in eif'gem Grimme
Und runzelte die Stirn noch mehr.
'Raus war er ganz in voller Größe
Und zeigte sich in seiner Blöße
Als Herrscher über Land und Meer.

Und sieh', sein Hauch durchflog den Aether
Und tausend Stimmen riefen „Zeter!"
Und schon erstarben sie im Nu:
Insekten, Blumen, Büsche, Bäume
Im weiten All in Nordens Raume —
Es starb der Vögel Lied dazu.

Erstarrt war auch die Mutter Erde,
Und kalt und stumm war ihr' Gebärde
Ihr Totenantlitz zeigte sie
Ganz bleich, — und unter lautem Hadern
Erstarrt ihr Blut in ihren Adern:
Die Flüsse stöhnen angstiglich.

Zuletzt — es stöhnt und kracht in Banden
Ihr Herz — zumteil an seinem Rande
Erstarrt im Norden auch das Meer.
O weh! wär's ihm, dem Jack, gelungen,
Vernichtung ganz in Herz und Lungen,
Die Erde atmete nicht mehr.

Doch wisse, Jack übt nur als Page
Im Dienst des Fürsten Not und Plage,
Des Name Tod — Verderber ist.
Einst starb sein Herz und seine Liebe
Und es entstanden böse Triebe
Im Fürsten: Bosheit, Haß und List.

Ja, ihm erlosch das Licht im Herzen
Und Finsternis und Nacht und Schmerzen
Durchwühlten ihn zum erstenmal.
So kam der Frost in seine Glieder,
Die schüttelt er vor Schmerz stets wieder
Und haucht den Frost ins Erdental.

Einst trifft, wenn nicht des Fürsten Nähe
Du fliehst, dich selber Ach und Wehe
Im Reich der Finsternis, wo dann
Vor Schmerz und Heulen Zähneklappen
Laut Gottes Wort die Bösen haben.
O glaub' es nur, es ist kein Wahn.

J. W. Neufeld.

Ein Achtzigjähriger. „Es sind jetzt zwei Jahre her," schreibt Herr Gottlieb Bamesberger von Marshall, Ill., „seitdem ich Forni's Alpenkräuter gebrauchte, und meine Konstitution ist so stark und kräftig, und meine Gesundheit ist so gut geworden, daß es wirklich überraschend ist, wenn man mein Alter von 80 Jahren in Betracht zieht. Ich freue mich eines guten Appetits, und das System arbeitet regelmäßig. Ich habe dem Alpenkräuter für meine gute Gesundheit zu danken."

Im Alter, wenn unsere Kräfte ganz natürlich nachlassen, ist ein mildes, anregendes Heilmittel eine wirkliche Notwendigkeit. Tausende haben in Forni's Alpenkräuter dies erforderliche Heilmittel gefunden. Es wird nicht in Apotheken verkauft. Spezialagenten liefern es dem **Publikum.** Man schreibe an: Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Ill.

Wenige Selbstmorde.

Trotz des durch den Krieg herbeigeführten Jammers war die Zahl der Selbstmorde und Selbstmordversuche im letzten Jahre weit geringer als gewöhnlich. Wien hatte seit langer Zeit wegen der großen Anzahl der dort verübten Selbstmorde einen nicht gerade beneidenswerten Ruf unter den europäischen Hauptstädten.

California.

Alle, die Ihr Euch ein schönes Heim wünscht, kommt nach der Berenda Fairmead Mennoniten Ansiedlung in Madera County. Sichere Erträge, das Dorf-ähnliche nahe bei einander wohnen, bietet Vorteile für Schule, Kirche und das gesellschaftliche Leben wie es in keinem andern Staat möglich ist. — Einige, vor drei Jahre angepflanzte Alfalfa Farmen sind billig zu kaufen. Das unbebaute Miller u. Lux Land preist $75.00 bis $115.00 der Acker, ein Fünftel Bar der Rest nach 2 Jahren in 8 jährlichen Zahlungen 6%. 20 Acker genügen. 40 Acker ist eine große Farm. — Brüder-Gemeinde und Mennoniten halten gemeinschaftlich Gottesdienste und Sonntagschule. Beide sind mit Prediger versorgt. Besuch von 65 bis 90 jeden Sonntag. — Unter Anderen sind auf der Ansiedlung bereits: Wilhelm und Gerhardt Schröder u. Aeltester John K. Lichti von Paso Robles, Cal., John J. Peters von Munich, N. Dak. Heinrich Janzen, Washington, Abr. J. Janzen, Hillsboro, J. F. Klassen, Pred. Kor. Wittenberg und Dav. Wittenberg von Terek, Rußland, Lehrer und Pred. Kor. G. Neufeldt und Abr Köhn vom Ufa, Rußland, John Dörksen von Escondido, Cal. — Das Reisegeld von irgendwo in Amerika wird jedem zurückerstattet der durch mich 40 Acker vom Miller und Lux Land kauft und die Hälfte wenn 20 Acker, und von Europa den amerikanischen Teil der Reise in demselben Verhältnis. — Man spreche vor in Fresno oder steige in Berenda ab u. telegraphire No. 3306 Fresno und ich bin in einer Stunde da. Wenn möglich, melde man sein Kommen vorher.

Julius Siemens
1924 Fresno St.
Fresno, California.

Die Ausweisung eines Schweizer Missionsarztes.

Dr. M. G. Fröhlich, ein Schweizer Missionsarzt, der für die Sudan-Pioniermission in Oberägypten arbeitete, schreibt über seine Ausweisung nach dem „Evangelischen Missionsmagazin" folgendes:

Ende August 1914 aus unseren Ferien zurückgekehrt, fanden wir uns mit unseren Mitarbeitern von der Sudan-Pioniermission zusammen, wurden aber allesamt als Glieder einer deutschen Mission in Kairo festgehalten. Endlich am 17. September hatten sich die Dinge so weit entwickelt, daß die Deutschen unserer Mission, zwei Herren, und sieben Damen, nach Deutschland zurückkehren mußten, während ich mit meiner Fa-

milie Erlaubnis erhielt, nach Assuan zu unserer Arbeit zurückzukehren.

Sehr bald nach unserer Ankunft wurde ich zum Mudir, dem Statthalter der Provinz, gerufen. Er herrschte mich mit barschen Worten an, ich dürfe keine religiösen Versammlungen noch Zusammenkünfte irgendeiner Art, weder mit Europäern noch mit Eingebornen veranstalten, auch nicht ohne seine Erlaubnis den Bezirk verlassen. Ich versprach ihm, mich seinen Verordnungen gehorsamst fügen zu wollen. Wir fingen nun in stiller Weise unsere gewohnte missionsärztliche Tätigkeit an. Bald begannen die Leute in größerer Zahl zu kommen, um bei uns Hilfe zu suchen. Da wir mit Medikamenten und Verbandzeug reichlich versorgt waren, konnten wir, als das Regierungsspital Mangel daran hatte, diesem sogar aushelfen. Je länger je mehr wuchs die Zahl der Kranken, und wir ließen es uns nicht nehmen, täglich in Arabisch und Nubisch das Evangelium zu verkündigen. Im Oktober wurde unsere Familie vermehrt durch Zuzug eines lieben Freundes, der — seit Jahren in Kairo in Regierungsdiensten stehend — auch immer ein treuer Freund unserer Mission gewesen war. Obwohl er auch Schweizer war, aber vielleicht seine Sympathie für Deutschland nicht immer genügend verschwiegen hatte, wurde er im September aus seiner Arbeit und im Oktober sogar aus seiner Wohnung vertrieben. Um nicht den kalten Winter in der Schweiz zuzubringen, zog er es vor, mit Frau und Kindern zu uns nach Assuan zu kommen. Nach und nach wurde auch die Freiheitsbeschränkung weniger scharf; Gott fügte es, daß ein Enkelkind des Mudir so krank wurde, daß der Regierungsarzt ihm nicht zu helfen wußte; er bat mich, zu Hilfe zu kommen, und er war höchlich erfreut über die Besserung des Kindes und über die Heilung einer alten Dienerin seines Hauses, die wegen eines Augenleidens zweimal von mir operiert wurde. Immerhin konnte er sich aber nicht entschließen, einer Bittschrift von 70 der angesehensten Männer des Distrikts Darau nachzugeben, die für mich Erlaubnis baten, wie in früheren Jahren einmal wöchentlich nach Darau zu kommen, um auch dort den vielen Kranken dienen zu können.

Durfte ich nicht von Assuan und den umliegenden Orten weg, so kamen die Menschen eben zu mir, und wir hatten bis zu unseren Ferien (Ende Juni 1915) alle Hände voll zu tun, um allen Ansprüchen gerecht zu werden. Die Augenkranken waren wie früher der Hauptteil unserer Arbeit, und eine schöne Anzahl Menschen, die blind gekommen waren, konnten sehend und

glücklich wieder nach Hause zurückkehren. Dadurch, daß nicht nur die Kranken selber, sondern mit jedem von ihnen noch zwei bis zwanzig seiner Angehörigen und Freunde kamen, wurde die Gelegenheit zum Missionieren und Evangelisieren nur vermehrt. Daß viele Menschen uns um Nachrichten fragten und sehr gern über politische Dinge mit uns sprechen wollten, ist wohl selbstverständlich; aber wir mußten natürlich auf unserer Hut sein. Immerhin hatten wir reichlich Gelegenheit, die Stimmung der Bevölkerung kennen zu lernen, und konnten sehen, daß der ganze christliche Teil der Bevölkerung stark für die Alliirten und sehr feindlich gegen Deutschland gesinnt war. Dagegen zeigten uns die Mohammedaner durchweg ihre deutschfreundliche Gesinnung.

Während unsere Freunde von Kairo bei uns waren, erhielten auch sie den Befehl, Aegypten zu verlassen. Irgendein besonderer Grund dieser Verbannung wurde ihnen nicht mitgeteilt. Gruppenweise wurden auch alle Deutschen und die meisten Oesterreicher als Kriegsgefangene abgeschoben, und da ich die von Assuan alle kannte und mit einigen sogar eng befreundet war, hielt ich es für eine selbstverständliche Pflicht, sie zum Bahnhof zu begleiten, um ihnen Lebewohl zu sagen. Dafür ließ mich der Mudir wieder zu sich rufen und schrie mich zornig an, wenn ich weiter Sympathie für die

Deutschen zeigen wollte, so werde ich innerhalb 24 Stunden auch ausgewiesen. Es blieben nun die Frauen der Kriegsgefangenen zurück, bis sie selber auch eine um die andere das Land verlassen mußten. Wir schätzten uns natürlich glücklich in der Zuversicht, daß man uns als Schweizer nicht antasten könne, zumal wir uns sorgfältig vor politischen Gesprächen und jeglichem Neutralitätsbruch hüteten. Leider aber kamen etliche Briefe aus Deutschland, die wohl einige Kriegsnachrichten enthalten mußten; denn sie wurden vom Zensor zurückbehalten, und der Postmeister von Assuan erhielt Befehl, unsere sämtliche Korrespondenz, sogar einfache Postkarten und Drucksachen, immer erst nach Kairo zur Zensur zu schicken, ehe wir sie erhalten dürften.

Fortsetzung folgt.

Werth der Vögel.

Col. G. O. Shields, Präsident der Liga Amerikanischer Sportsleute, behauptet, und wohl mit Recht, daß wir die Vernichtung der Vögel mit einem jährlichen Verlust von einer Billion Dollars bezahlen. Er weist darauf hin, daß die Cottonzüchter jährlich $100,000,000 einbüßen, weil die Wachteln, Prairiehühner, Wiesenlerchen u. andere Insekten fressende Vögel von gedankenlosen Männern und Knaben weggefegt wurden und nicht mehr da sind, um dem Bollwiebel zu wehren. Die Getreidewanzen (Chinchbugs) kosten den Weizenzüchtern jährlich $1.00,000,000 und die Hessischen Fliegen richten alljährlich einen Schaden von $200,000,000 an, weil die Vögel vertrieben und vernichtet wurden. „Es gehen 24,000 Getreidewanzen auf eine Unze, und 50,000 Hessische Fliegen," sagte Col. Schields, „und eine Wachtel, die man in Ohio tödtete, hatte 1,200 Chinchbugs im Kropf, während eine andere, die man auf den Weizenfeldern in Kansas tödtete, 2,000 Hessische Fliegen im Kropf hatte. Col Shields führt an, daß die Kartoffelzüchter jährlich $17,000,000 für Sprühmittel ausgeben, um die Kartoffelkäfer zu vernichten, und daß Frau Margaret M. Nice von der Staatsuniversität von Massachusetts nach eingehendem Studium ermittelt habe, daß eine Wachtel im Jahr 75,000 Kartoffelkäfer und 6,000,000 Unkrautsamenkörner fresse.

Wir entnehmen obige Zahlen dem „Landmann" und glauben, daß sie manchen unserer Leser Stoff zum Nachdenken geben werden.

Der Fall Erzerums.

Petersburg, 19. Februar. Die erste eingehende halbamtliche Meldung über die Einnahme Erzerums durch die Russen ist heute hier eingetroffen. Sie zeigt, daß die russischen Streitkräfte ein weites Gebiet kontrollieren und ihre Kooperation jeglichen Widerstand der Türken zwecklos machte.

Die Türken waren augenscheinlich auf den Fall vorbereitet und zogen ihre Truppen fort, ohne Widerstand zu leisten.

Die aus feindlichem Lager stammenden Meldungen über „Erstürmung der Festung Erzerum mit ihrer 100,000 Mann starken Besatzung sind ein Produkt der Phantasie und nur der Ausdruck des Wunsches nach glänzenden Erfolgen in Gebieten, wo bis dahin ausschließlich Schlappen zu verzeichnen waren.

Es wird für wahrscheinlich gehalten, daß die Türken sich bis zu den Hügeln am westlichen Erzerumtal zurückzogen, etwa 11 Meilen entfernt, um dort hinter mächtigen Verschanzungen neue Aufstellung zu nehmen.

Ueber das Geschick Edved Peozi Paschas, des Kommandeurs von Erzerum, ist keine Kunde eingetroffen.

Nach der Depesche aus Sebastepol räumen die Türken Vitzesu am Schwarzen Meer.

Elend in Rußland.

Aus London wurde am 1. November berichtet, daß dort eine Versammlung prominenter Juden abgehalten wurde, um Mittel und Wege zu finden zur Linderung des Elends von 1½ Millionen Juden, die in Rußland dem Hungertode nahe sind.

Dies wirft ein neues Licht auf die Zustände in Rußland. Wenn dort 1½ Millionen Juden im größten Elend sich befinden, wie steht es dann mit den Millionen von Bauern, die vor dem Kriege schon ein elendes Dasein führten? Und wie steht es mit der Ernte in dem Reiche des Czaren! Wenn es wahr ist, daß Rußland 250,000,000 Bushels Weizen übrig hat und denselben nicht exportieren kann, so sollte man meinen, die russige Regierung würde diesen Ueberschuß für die leidende Menschheit im Lande verwenden.

Mangel an Gummi.

Der Mangel an Gummi hat alle Strumpfband-Fabriken in Oesterreich-Ungarn, wie auch die meisten edrartigen Fabriken in Deutschland veranlaßt, den Betrieb einzustellen.

Vorteil in der Schweinezucht.

Wenn ein Farmer eine Ton Kleeheu verkauft, so verkauft er gleichzeitig für über $8 Nährstoffe, die der Klee dem Lande entzog, das ist ungefähr halb so viel als er für das Heu bekommt. Verkauft er dagegen eine Ton Schweinefleisch, so verkauft er gleichzeitig Bodennährstoffe im Werte von etwas über $6, die in dem Futter enthalten waren, das die Schweine fraßen; er bekommt über 30 mal so viel zurück als er an Nährstoffen verkaufte. Beim Verkauf der Milch bekommt er 40 mal so viel zurück als an Bodennährstoffen in der Milch enthalten ist. —Landmann.

Aerzte-Mangel.

In Wien sind so wenig Aerzte zurückgeblieben, daß telephonische Konsultationen sehr zahlreich geworden sind. Statt den Arzt nach dem Haus zu berufen, suchen jetzt viele Leute, namentlich in Fällen, in denen der Patient schon untersucht wurde, seinen Rat über das Telephon.

Prämienliste für Amerika.

Prämie No. 1 — für $1.00 bar, die Rundschau und Familienkalender.
Prämie No. 2 — für $1.25 bar, die Rundschau u. Christl. Jugendfreund.
Prämie No. 3 — für $1.30 bar, die Rundschau, den Jugendfreund und den Familienkalender.
Prämie No. 4 — für $2.00 bar, die Rundschau und das Evangelische Magazin.
Prämie No. 5 — für $2.25 bar, die Rundschau, das Evangelische Magazin und den Jugendfreund.
Prämie No. 6 — für $2.30 bar, die Rundschau, Ev. Mag., Jugendfreund und Familienkalender.

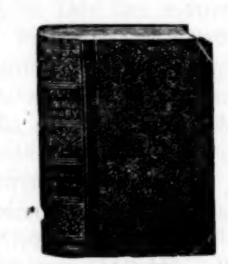
Wer nun, nachdem er eine der obigen Prämien gewählt hat, noch eine zweite wünscht, der wähle sich eine der untenstehenden fünf Nummern: No. 7, 8, 9, 10 und 11, gebe auf dem Bestellzettel die gewünschten Nummern an und füge dem Betrag für die erste Prämie noch den Betrag der zweiten hinzu.

Prämie No. 7 — **Bibelkalender.** Ein Wandkalender mit Bibelversen. Einzig in seiner Art. Ein schöner, farbiger Vordergrund mit Bibelversen auf jeden Tag des Jahres. Barpreis 25 Cents. Als Prämie mit der Rundschau $ .18

Prämie No. 8 — Eine schöne, sehr brauchbare, gelblederne Geldbörse mit einer Abteilung für Münzen und einer andern für Papiergeld. Barpreis 30 Cents; als Prämie mit der Rundschau .20

Prämie No. 9 — **Ein Globus. Briefbeschwerer.** 3 Zoll Durchmesser. Ganze Höhe 6 Zoll. Basis, wie die Abbildung zeigt, von Kupferoxid. Ein handlicher, nützlicher und eigenartiger Schmuck und Briefbeschwerer. Barpreis, 75 Cents; als Prämie mit der Menn. Rundschau .50

Prämie No. 10 — **Dr. Tafel, Deutsch-Englisches und Englisch-Deutsches Taschen-Wörterbuch.** Mit der Aussprache der deutschen und der englischen Wörter u. s. w. 876 Seiten. Format 4½×6¼ Leinwand gebunden. Barpreis, $1.00; als Prämie mit der Rundschau .85



Prämie No. 11 — **Hundert kleine Geschichten.** Ein Buch, das man lieb haben muß! Das Allerliebste für gute kleine Kinder von Amalie Schoppe, geb. Weise.

Wir wüßten kein besseres Büchlein für die Jugend von 6 bis 10 Jahren als Schoppes 100 Kindergeschichten. Die Erzählungen tragen einen poesievollen und gesund-religiösen Charakter; sie sind für die Vorstellungswelt der Kinder vortrefflich geeignet. Barpreis, 50 Cents; als Prämie mit der Rundschau .35

Man benutze den Bestellzettel und gebe die richtige Nummer der gewünschten Prämie an. Bitte, den Namen gerade so zu schreiben, als er auf der Rundschau steht. Und wenn Aenderungen gewünscht werden, dann gebe man jedesmal die alte Adresse auch an.

Bestellzettel.

Schicke hiermit $ . . . für Mennonitische Rundschau und Prämie No. . . .

(Sowie auf Rundschau.)

Name . . . .

Postamt . . . .

Route . . . . Staat . . . .

Erzählung.

Die unsterbliche Seele.

Von M. Inger.

Fortsetzung.

Der letzte, dem Pedro Lebewohl sagte war Pastor Werner, dessen Augen dabei feucht wurden.

„Ich möchte mich Ihnen und der Insel so gern erkenntlich zeigen," sagte der Spanier, „Mittel dazu stehen mir genug zur Verfügung." Aber der Pastor machte eine abwehrende Gebärde.

„Sie waren unser lieber Gast. Ueberdies haben wir, was uns nötig ist, ein Mehr brauchen wir nicht. Nennen Sie es Diogenesstolz, mir ist es gleich, ich dulde aber keinen gewinnbringenden Badegast auf der Insel. Er würde uns den Frieden rauben.

Don Pedro beschied sich.

Doch nachdem er einige Zeit fort war, erschien beim Pastor eine große Kiste, die eine Auswahl der besten Bücher enthielt. Der Gast hatte sich nicht allein die angestrichenen Bücher in des Pastors Katalog gemerkt, sondern auch diejenigen, von denen Werner als etwas Unerreichbarem träumte. —

Don Pedro war also wieder auf Sylt. Er bewohnte wie vorher sein Tropenzelt, wenn es ihm gefiel, saß bei Tisch dem Professor gegenüber und teilte mit ihm den Kaffeewinkel, alles wie früher und doch anders.

In einer Stunde, wo Pedro den Professor allein in seinem Zimmer wußte, klopfte er bei ihm an. Auch jetzt begrüßte er den Gast nur flüchtig. Aber jener blieb vor ihm stehen und sagte ohne Umschweif:

„Herr Professor, es gilt für mich eine Lebensfrage. Wollen Sie mir Ihre Tochter zum Weibe geben?"

Möller war so überrascht, daß er ihn mit offenem Munde anstarrte.

„Nein, das will ich nicht!" rief er.

Jetzt war es an Pedro, zu stutzen. Eine solch entschiedene, fast grobe Ablehnung hatte er doch nicht erwartet.

„Bin ich denn so wertlos in Ihren Augen?" begann er; doch Möller unterbrach ihn.

„Wertlos durchaus nicht, ich schätze Sie sogar sehr hoch, aber zum Mann meiner Tochter passen Sie nicht."

„Welche gewaltige Größe müßte der denn sein?" stieß Diaz gereizt aus und hob den Kopf. „Ich denke doch . . ."

„Sachte, sachte," unterbrach Möller. „In vielen Dingen sind Sie groß, ja, aber Sie mögen nun vielfacher Millionär, Globetrotter, ein großer Nimrod und halber Uebermensch sein, eins sind Sie nicht, nämlich ein Christ, und das ist hier die Hauptsache."

Pedro hatte den Kopf gesenkt.

„Ich bin nicht ungläubig," sagte er leise.

„Was nennen Sie ungläubig? An einen Gott glauben Sie vielleicht, weil Sie ihn nicht los werden können, aber an was für einen? Einen der die Welt geschaffen hat, die er dann nicht meistern kann? Einen, der die Menschen ins Dasein rief und sich dann nicht um sie kümmerte? Aber einen allmächtigen, allweisen heiligen Gott, einen Gott, der die Liebe ist, den kennen Sie nicht. Den unbestimmten Begriff Himmel, Schicksal, Natur setzen Sie wohl auf den göttlichen Tron, aber was sollen wir armen Sünder damit anfangen? Der nimmt uns nicht die Sünden weg und macht uns nicht selig."

„Ist der sogenannte Bibelglaube denn so notwendig für das irdische Glück?" fragte Diaz nachdenklich.

„Worauf wollen Sie das denn aufbauen, wenn nicht auf diesen Grund? Etwa auf Ihre Moral? Wenn die nicht aus dem Christentum entspringt, ist sie ein Rohr im Winde. Oder auf Ihr Gefühl? Es ist ein Gehen und Wogen. Und was fühlen Sie meiner Tochter gegenüber? Wohlgefallen an ihrer Erscheinung? Anmut und Schönheit verfliegt, was dann?"

„Ich liebe ihre Seele", stieß Pedro aus.

„Ihre Seele? Was kann die Ihnen sein? Ein Hauch, der wie Luft zerflattert heute oder morgen, wenn der Tod kommt. Sie glauben ja nicht einmal an die Unsterblichkeit der Seele, wie können Sie dieselbe dann richtig werten?"

Pedro verstummte. Er lehnte mit verschränkten Armen am kleinen Fenster und sah zu Boden. Im Geist sah er zwischen sich und Möller einen Abgrund klaffen, über dem die Brücke fehlte.

„Wir werden uns jetzt nicht einigen," sagte er, „nur um eins bitte ich: Arbeiten Sie mir nicht entgegen bei Ihrer Tochter."

„Nicht entgegen arbeiten? Das habe ich ja seit ihrer Kindheit getan."

„Nun ja, dann bitte ich nur, daß Sie Ihrer Tochter den Umgang mit mir nicht untersagen, oder sie vor mir warnen."

Möller hielt in seinem raschen Gang durchs Zimmer inne und blieb vor Pedro stehen.

„Nein, das will ich nicht tun, denn es ist unnötig. Elisabeth steht fest und läßt sich durch Reichtum, Genuß und Ehre nicht verblenden. Ich wehre Ihnen durchaus nicht, mit ihr zu verkehren."

„Fürs erste muß ich mich damit bescheiden," sagte der Spander. Sie reichten sich die Hände und schieden.

Elly wunderte sich des Mittags über ihr düsteres, scheigsames Gegenüber, das so ganz anders war, als in der letzten Zeit. Auch ihr Vater war etwas einsilbig, doch kam das häufig vor, wenn ihr gelehrte Fragen beschäftigten. Ihr Nachbar zur Linken, ein gesundheitstrotzender Gutsbesitzer redete den Spanier darauf an, daß dieser ja lange auf Oland gewesen war.

„Da lernten Sie wohl auch das Monstrum von einem Pastor kennen, das dort hausen soll."

„Daß ich nicht wüßte," erwiderte Pedro kühl.

„Nicht? Hab' da einen Freund auf Föhr, der schiffte extra mal hinüber, um dies seltene Exemplar zu besehen. Kommt richtig vors Pastorat und findet einen Menschen mit aufgestreiften Hemdsärmeln an der Waschbalge stehen. Na, denkt er, das ist wohl so'n Mann für alles, alldieweil die Madel hier knapp sind und sagt: ‚Ist der Pastor zu Hause?' Der Mensch streicht das verschwitzte Haar aus der Stirn und sagt: ‚Ja, zu Hause ist er. Wenn Sie ihn sprechen müssen, warten Sie nur ein wenig.' und dann ging er hinein. Mein Freund setzte sich auf einen umgestülpten Eimer u. wartet. Dauert nicht lang, da kommt derselbe Mann zurück. Er hatte sich gewaschen, gestriegelt und einen Rock angezogen. ‚Hier ist der Pastor,' sagt er, ‚was wünschen Sie?"

Die Tischnachbarn lachten, der Gutsbesitzer rief: „Ja, wenn der keine Kuriosität von Mensch ist, dann weiß ich nicht, wer es sein sollte!"

„Es ist nicht leicht über einen Menschen zu urteilen, dessen Person und Geschichte man nicht kennt. Ich habe ihn kennen und lieben gelernt," sagte Pedro ruhig. Der Gutsbesitzer raunte seinem Nachbar zu:

„Don Pedro scheint bekehrt zu sein. Ich fange an, vor dem Inseleremiten Respekt zu kriegen." Sein Nachbar kniff das eine Auge zu, blinzelte den Spanier an und wandelte sich dann mit ganzem Interesse seinem Teller zu. Elly aber sah Don Pedro mit freudiger Bewegung an, und als dieser ihren Blick auffing, war plötzlich seine düstere Stimmung verflogen. Er wurde mitteilsam und wußte auch den Professor mit ins Gespräch zu ziehen.

„Womit haben Sie sich heute vormittag beschäftigt?" fragte Don Pedro Elly, als sie vom Kaffeewinkel aus ans Meer gingen.

Fortsetzung folgt.

Aus Rußland.

Jekaterinoslaw, Rußland, den 12. Dezember 1915.

Geliebte Geschwister, seid tausend mal gegrüßt. Ihr lieben Geschwister, nach langem Schweigen erhielten wir wieder ein Lebenszeichen von Euch. Ihr seht, ich befinde mich in Jekaterinoslaw und erhielt Euren Brief von meiner Frau zugeschickt. Du hast den Brief den 24. Okt. neuen Stils geschrieben, ich erhielt ihn den 11. Dez. alten Stils.

O Bruder, welche Zeit! Welche Veränderungen! Du kannst den ganzen Kram von der Seite beobachten und dir wohl ein unparteiisches Urteil bilden. Diese große Zeit hat ihre großen Wirkungen, ihre großen Perspektiven für Glück und Unglück, Segen und Fluch. Es ist mir nie das Wort des großen „Schiller" so wichtig u. zeitgemäß vorgekommen: „Das Alte stirbt, es ändert sich die Zeit und neues Leben blüht aus den Ruinen." — In dieser Zeit der großen Möglichkeiten steht alles im Schwanken und Wanken, man weiß nicht, was noch werden kann, und die Befürchtung, vieles zu verlieren, läßt sich nicht immer erfolgreich bekämpfen.

Ich wurde anfangs September als mit andern einberufen und nach unserer Gouvernementsstadt gebracht. Hier bin ich auch im Soldatendienst bis heute geblieben. Wir arbeiten hier in der wichtigen Sache der Verpflegung und Versendung der armen Flüchtlinge. Ich selbst muß als Kontrolleur die Dokumente dieser Unglücklichen prüfen, feststellen, ob sie dorthin können gelassen werden, wohin sie ihr Ziel gesteckt haben, überhaupt ist mir ein sehr verantwortungsvoller Posten anvertraut worden. Mein kleines Stempel „Prowereno" entscheidet über das Fahrglück der Flüchtlinge. Gott möge mich in Gnaden decken, wo ich Fehler mache, denn ich bin vor Ihm ein schlechter Kontrolleur. Ich bekomme dieses Jahr keine Gage, nur etwas Hilfsgeld aus der Schulkasse. Meine Familie hält Quartieranten, auch mein zeitweiliger Vertreter ist bei ihr einquartiert. Wir fürchten uns allesamt und wissen nicht, womit wir die Drohungen verdient haben. Ich persönlich bin nie ein größerer Patriot gewesen als jetzt, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland, wenn nicht jetzt doch bald gestraft werden wird! Ich könnte oft mit den armen Flüchtlingen mitweinen, wenn die starken Männer vor mir stehen und weinen. O, mein Bruder, wie viel habe ich in dieser Zeit schon geweint! Willst du mein Innerstes sehen, so lies den 39. Psalm. Freilich rette ich mich immer wieder hinter die letzten Verse in Römer 8.

Es ist, wie wenn das Meer der Völker noch ein Meer gebären will. Gott wird zulassen, nur was Ihm gefällt. Ihm sei Ehre, Ruhm und Anbetung.

Mein ältester Sohn, der die Zentralschule beendigt, ist Lehrer in Bütschok. Schwager Lötkemann dient auch hier als Soldat und Bruder Jakob in der Krim. Schreibe und antworte auf alles.

Dein Bruder Hans.

Obiges ist ein Brief vom Bruder des Editors aus Rußland. Daß Bruder Hans so patriotisch schreibt, nehmen wir ihm nicht übel aber es ist doch manches zwischen den Zeilen zu lesen. —Ed. Unser Besucher.

Ein Versuch im Reim-Schmieden.

Die Rundschau ist das alte, werte Blatt,
Welches man zu lieben schon gelernet hat.
Weil es unparteiisch und christlich ist
gesonnen,
Darum hat es Einkehr bei manchen schon
gewonnen
Und weil es fast in jedes Land eindringt,
Und uns nur stets das Beste ins Haus
hinein bringt.
Man freut sich, wenn man hört von fern
und nah,
Was Freunde machen und was bei ihnen
geschah,
Wie sie noch kämpfen um die ewige
Lebenskron
Und wie schon mancher Bekannte erntet
seinen Gnadenlohn.
Auch bringt es manchmal etwas in seinen
Spalten,
Was zum Augen-Nässen ist und zum
Händefalten.
Dann wird einem das alte Liedchen lieb,
Welches einst ein K. H. Albinus schrieb.
Ja auch viele Brüder, die zum Himmel
gehn,
Kann man hin und wieder auf der Reise
sehn.
Fast alle Welt, die glaubt es ja,
Daß unsers Heilandes Kommen ist nah,
Doch wo uns Bruder C. H. Friesen
In No. 52 drauf hingewiesen,
Das ist zuviel, das glaubt man nicht.
Nein, man sogar noch heftig dagegen
spricht.
Schade, so ging es auch dem alten Bundes-
volk;
Es nicht ein Lamm, sondern einen herr-
schenden König wollt.
Auch heute will man's dem lieben Gott
verwehren,
Sich im 1000jährigen Reich ein Volk zu
bekehren.
Doch unser Sträuben ändert nichts an
Gottes Sachen;
Zu seiner Zeit wird Gott schon alles machen.
Dann wohl uns, wenn wir uns nicht zu
weit gestreckt
Und Gottes Wort mit unserm eigenen zuge-
deckt.
O möchten wir bereit sein und fertig stehen,
Wenn die gerechten Toten werden
auferstehen.
Dann finden wir, daß noch manches zu
geschehen ist.
Doch dann sind wir bei unserm lieben
Heiland Jesus Christ.

Eingesandt von U., Sask.

Pferdefutter.

Das beste Kraftfutter für Pferde bleibt Hafer. Häufig ist man aber in der Lage, andere Getreidesorten, z. B. wenn diese nahezu unverkäuflich sind, verfüttern zu müssen. Zunächst kommt hier Roggen in Betracht. Beim Verfüttern von Roggen sollte man niemals außer Acht lassen, daß derselbe nicht im frischen Zustande gereicht werden darf, weil er sonst leicht heftige Koliken erzeugt. Es ist deßhalb zweckmäßig, den Roggen vor dem Verfüttern quellen zu lassen. Mit kurzem Rauhfutter gut vermischt, ist der grobgeschrotene Roggen ein leicht verdauliches Futtermittel.